

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Band:** 5 (1906)

**Artikel:** Über die politischen Beziehungen der Schweiz zu Oliver Cromwell.  
Schluss

**Autor:** Holzach, Ferdinand

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-111762>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Über die politischen Beziehungen der Schweiz zu Oliver Cromwell.

Von

Ferdinand Holzach.

(Schluß.)

---

## III. Cromwells Eingreifen zum Schutze der Waldenser.

Dem Völklein der Waldenser, das in den Tälern der cottischen Alpen ein armseliges Dasein führte, waren gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts zwei gefährliche Feinde entstanden. In Turin war eine congregatio de propaganda fide gegründet worden, eine Filiale jenes mächtigen gegen-reformatorischen Instituts, das von Rom aus mit unsichtbaren Fäden den Kampf gegen die Ketzerei leitete. Den Einfluß, welchen die Kongregation allmählich auf den Hof gewann, verdankte sie der Mutter des Herzogs Karl Emanuel, der hochbegabten, aber fanatisch religiösen Tochter Heinrichs IV von Frankreich, Christine von Bourbon. Die Herzoginmutter leitete tatsächlich die Politik des Landes, und ihr schwächerer Sohn gab sich nicht einmal die Mühe, nach außen den Schein der Selbständigkeit zu wahren. Es fiel der Kongregation nicht schwer, die Herzogin davon zu überzeugen, daß die religiösen Freiheiten, welche die Waldenser besaßen, eine Schande für das Land seien, und es wurde ein Feldzugsplan gegen die ahnungslosen Talleute entworfen, an dem italienische Verschlagenheit und Inquisitionsfanatismus gleich rühmlichen Anteil hatten. Durch alte Verträge waren den Waldensern bestimmte Täler als Wohnort zugewiesen und ihnen innerhalb dieses Bezirkes ihre religiösen Freiheiten gesichert. Am 25. Januar 1655 ging den Waldensern in den drei Tälern von Perosa, Lucerna und San Martino folgender

Befehl zu: «Wer nicht zum katholischen Glauben übertreten will, muß unter Androhung der Todesstrafe das Land verlassen.»

Die bestürzten Talleute waren infolgedessen gezwungen, in der furchtbaren Winterkälte über die schneebedeckten Berge, in die benachbarten Täler von San Giovanni und La Torre zu fliehen, wo sie bei ihren Glaubensverwandten Aufnahme fanden, aber trotzdem, da sie ihr Hab und Gut nicht retten können, dem Elend preisgegeben waren. Als die Waldenser eine Versammlung abhielten, um ihre Bittschrift an den Herzog zu beraten, wurde dieses Vorgehen als Rebellion erklärt, und der Marquis von Pianezza besetzte mit ein paar Tausend Mann die Täler von San Giovanni und La Torre. Die Talleute flüchteten sich in die Berge und richteten von dort aus ein Schreiben an den Herzog, in welchem sie erklärten, sie wollten als getreue Untertanen sich den herzoglichen Befehlen fügen, wenn er ihnen erlaube, in ihre Wohnungen zurückzukehren. Wenn er es aber auf ihre Vertreibung abgesehen habe, so möge er ihnen erlauben, daß sie mit ihrer beweglichen Habe das Land ungekränkt verlassen könnten, um sich eine andere Heimat zu suchen.

Während man noch auf die Antwort aus Turin wartete, kam es zu einem Zusammenstoß zwischen bewaffneten Waldensern und den herzoglichen Truppen, und diesen Vorfall benützte der Marquis von Pianezza, um den vernichtenden Schlag gegen die Ketzler zu führen. Er ließ den Flüchtlingen sagen, sie sollten ruhig in ihre Wohnungen zurückkehren, es werde ihnen nichts geschehen. Ein Teil der Waldenser ließ sich von den arglistigen Worten des herzoglichen Heerführers täuschen und kehrte in die Häuser zurück. Am 17. April begann nun eine Metzelei, die an scheußlichen Einzelheiten alles hinter sich läßt, was sonst an Bluttaten in Religionskriegen geleistet worden ist. Wer dem Morden in den Dörfern entging, wurde wie die wilden Tiere in den Bergen gejagt. Manche entflohen über die Grenze in die Dauphiné, andere, die von dem Unheil verschont geblieben waren, sammelten sich an unzugänglichen Orten und wandten sich hilflos an die Glaubensgenossen in den angrenzenden Ländern. Der Marquis von Pianezza hatte noch die

Kühnheit gehabt, einen französischen Obersten de Grancy, der eben mit einem Regiment durch das Land zog, zur Teilnahme an der Schlächtereier aufzufordern. Grancy lehnte die Zumutung ab, konnte es aber nicht verhindern, daß einige seiner Soldaten sich an den savoyischen Heldentaten beteiligten.

Die Hilferufe der Waldenser verhallten nicht ungehört. Ihre nächsten Freunde waren die Genfer Geistlichen, unter ihnen vor allem der Theologe Leger, dem wir auch eine geschichtliche Darstellung der Waldenserkriege verdanken.<sup>61)</sup> In Genf waren von jeher alle Jahre beträchtliche Geldsummen für die armen Talleute gesammelt worden, dort erhielten auch die waldensischen Geistlichen ihre Ausbildung. Als die ersten Nachrichten über den unbarmherzigen Erlaß vom 25. Januar 1655 eintrafen, wandte sich Genf an die protestantischen Schweizerstädte, um sie zu einer Intervention in Piemont zu veranlassen. Auf einer Aarauer Konferenz am 5. März wurde beschlossen,<sup>62)</sup> an den Herzog ein Schreiben zu richten und ihn um Einstellung der Waldenserverfolgungen zu bitten. Das Schreiben wurde von Bern aus durch einen Eilboten nach Turin gebracht. Die Antwort traf vier Wochen später ein und war in der Form unhöflich und dem Inhalt nach ablehnend. Es wurde den vier Städten ziemlich unverblümt gesagt, es gehe sie nichts an, was der Herzog mit seinen Untertanen mache; diese hätten sich schon dadurch als Rebellen und Landesverräter zu erkennen gegeben, daß sie sich ans Ausland um Hilfe wandten.

Die evangelischen Orte hatten es nun aber nicht bei jenem Schreiben bewenden lassen, sondern noch weitere Schritte getan. Jener Aarauer Konferenz vom 5. März wohnte auch Duräus bei. Im Auftrage der Tagherren ersuchte nun der Zürcher Ratschreiber Andreas Schmidt den Duräus, er möge den englischen Gesandten Pell auffordern, Cromwell von den Ereignissen in Piemont in Kenntnis zu setzen. Als Pell den Brief des Duräus erhielt, begab er sich sofort zu den ihm nahestehenden Ratsherren, um näheres über die Angelegenheit zu erfahren. Man ersuchte ihn, Cromwell zu bitten, er möge selbst an den Herzog schreiben, und zwar solle er dies tun, solange die englische Flotte unter Blake noch in

den Gewässern an der Küste von Piemont weile. Eine Demonstration der englischen Flotte vor dem Hafen von Nizza werde dem Schreiben Cromwells den nötigen Nachdruck verschaffen. Der Gedanke, die englische Flotte zu Gunsten der Waldenser zu verwenden, war in Genf entstanden, wie aus einem Briefe Pells an Thurloe hervorgeht.<sup>63)</sup>

Pell schrieb sofort an Thurloe über die Unterredung mit den Zürcher Ratsherren, und empfahl ihm eindringlich den Vorschlag der protestantischen Orte, der Protektor möge sich zu Gunsten der Waldenser verwenden; denn «diese armen Leute wenden ihre Augen hilflos auf S. Hoheit.»<sup>64)</sup> Thurloe gab in seinem Antwortschreiben die Versicherung, daß der Protektor lebhaften Anteil an den Ereignissen in Piemont nehme und Pell auffordere, ihm alle Aktenstücke, welche die Vertreibung der Waldenser beträfen, einzusenden. Auch solle er genauen Bericht über alles, was die protestantischen Orte unternähmen, abstaten.

Der nächste Bericht, den Pell nach London senden konnte war die Kunde von den Untaten des Marquis von Pianezza, welche bald die ganze protestantische Welt in Bestürzung und Trauer versetzte. Von Genf war die Meldung über Bern nach Zürich gelangt, und von hier aus gingen die Eilboten nach allen Seiten, an die protestantischen Fürsten in Deutschland, nach Holland, Schweden, und auch an den französischen Gesandten. In England war die Wut gegen die Mörder so groß, daß die Niedermetzlung der Katholiken vorgeschlagen wurde; auch in der protestantischen Schweiz wurden ähnliche Stimmen laut. Der Trauer und Teilnahme gab man durch Einstellung aller Festlichkeiten und Anordnung von Bittgottesdiensten Ausdruck und sammelte Gelder, um der größten Not abzuhelpen. Die weiteren Maßnahmen wurden auf einer Konferenz der vier Städte, die am 13. Mai in Aarau stattfand, besprochen.<sup>65)</sup>

Nachdem Zürich darüber berichtet hat, was bisher in der Waldenserangelegenheit getan wurde, einigt man sich dahin, ein neues Schreiben an den Herzog zu richten, und ihn darin zu versichern, daß die Waldenser keineswegs die Intervention der schweizerischen Glaubensgenossen veranlaßt, sondern daß diese von sich aus für ihre bedrängten

Glaubensbrüder Fürbitte eingelegt haben. Der Herzog möge es also die Talleute nicht entgelten lassen, sondern um der eidgenössischen Stände willen ihnen seine Huld widerfahren lassen. Dieses Schreiben soll Stadtmajor Gabriel Wyß von Bern dem Herzog überbringen. An der Konferenz liegt ein Schreiben des französischen Gesandten de la Barde vor, welches mitteilt, daß er das Schreiben Zürichs seinem König gesandt habe, und daß dieser zur Beilegung der Differenzen in Piemont behilflich sein wolle. Darauf wird geantwortet, die Orte seien froh, wenn der König in Piemont einschreiten wolle, bedauern aber, daß französische Truppen an dem Gemetzel beteiligt waren. Von einer Seite wird auch beantragt, alle Savoyer, die sich im Gebiete der evangelischen Orte befinden, auszuweisen und ihr Eigentum mit Arrest zu belegen. Der Antrag wird aber nicht angenommen.

Der Appell Zürichs an die protestantischen Staaten hatte am meisten Wiederhall in England gefunden, wo zunächst eine große Sammlung zu Gunsten der Waldenser veranstaltet wurde, welche 40,000 £ einbrachte. Cromwell aber war entschlossen, weiterzugehen. Durch Pell ließ er sich genauen Bericht über alle Einzelheiten der Vorfälle in Piemont geben, namentlich darüber, welchen Anteil die französischen Truppen an dem Gemetzel gehabt hatten und ob der französische Gesandte in Turin vorher um die Sache gewußt habe. Auch ließ er an alle protestantischen Fürsten und Stände Schreiben ergehen, in welchen er ein gemeinsames Vorgehen zum Schutze der bedrängten Glaubensbrüder vorschlug. Diese Schreiben, von der Feder eines Milton entworfen und von Cromwells Geist erfüllt, geben Kunde von der mächtigen Erregung, welche das puritanische England und seine Helden erfaßt hatte, eine Erregung, die es der gesamten protestantischen Welt mitzuteilen sich bemühte.<sup>66)</sup>

Ein wirksames Mittel der Abhilfe hatte Cromwell selbst in der Hand. Noch war der Vertrag mit Frankreich nicht abgeschlossen, von dieser Seite konnte man den Herzog fassen. Es gingen Schreiben an Ludwig XIV und seinen Minister ab, in welchen erklärt wurde, daß Cromwell keinen Vertrag mit Frankreich unterzeichnen werde, wenn nicht Ludwig XIV den Herzog von Savoyen zwingt, die Verfol-

gung der Waldenser einzustellen und sie für alles angetane Unrecht zu entschädigen. Dazu sei der König geradezu verpflichtet, weil seine Soldaten bei dem frommen Werk, Ketzler umzubringen, geholfen hätten. Ludwig antwortete, seine Truppen hätten ohne sein Wissen und gegen seinen Willen in Piemont mitgemacht, auch sei der Herzog von Savoyen ein souveräner Fürst, in dessen innere Angelegenheiten er sich nicht mischen könne. Cromwell beharrte aber auf seiner Forderung, sodaß Ludwig versprach, er wolle zwischen dem Herzog und seinen Untertanen vermitteln.

Noch mehr Wirkung versprach sich Cromwell von einer direkten Intervention am Turiner Hof. Er schickte einen jungen Gelehrten, der wie Pell Diplomattendienste versah, Samuel Morland, als Gesandten nach Turin. Das Schreiben an Herzog Karl Emanuel war in ziemlich scharfem Tone abgefaßt.<sup>67)</sup> Dem Herzog wurde eine genaue Darstellung der scheußlichen Ereignisse vorgesetzt und ihm keine Einzelheit erspart. Cromwell nannte die Waldenser seine Brüder, deren Not auch seine Not sei, und forderte den Herzog auf, seinen mißhandelten Untertanen die alten Freiheiten wieder zu bewilligen.

Morland reiste Ende Mai ab, und zwar über Frankreich, wo er in la Fère eine Audienz bei Ludwig XIV und Mazarin hatte, und kam Ende Juni nach Grenoble. Hier blieb er einige Tage, da er noch nicht recht wußte, wie er seinen Auftrag ausrichten sollte. Morland war zwar ein begabter Gelehrter, aber noch etwas jung und ohne diplomatische Schulung. Nun fügte es ein glücklicher Zufall, daß um dieselbe Zeit der eidgenössische Gesandte, Major Gabriel Wyß, auf der Rückreise von Turin, wo er nichts ausgerichtet hatte, begriffen war. Wyß traf in Montmélian mit Morland zusammen, dem er einige gute Ratschläge erteilte. Morland gestand ihm, er wisse nicht recht, was er tun solle, nachdem er sein Schreiben am Hofe abgegeben haben werde, ob er bleiben und die Antwort abwarten oder wieder abreisen solle. Man habe ihm in London nur gesagt, wenn der Turiner Hof den Wünschen des Protektors nicht entspreche, werde sich dieser mit allen Mitteln Satisfaktion verschaffen, ihm selbst habe man keine weiteren Verhaltungsmaßregeln erteilt.

Wyß nahm sich nun des Diplomatenlehrlings, den Cromwell mit echt puritanischem Optimismus in die Welt hinausgesandt hatte, an. Er ließ sich das Schreiben Cromwells an den Herzog zeigen und teilte ihm dann auch den Inhalt aller Aktenstücke, die er selbst besaß, mit. Dann riet er ihm, er solle so lange als möglich in Turin bleiben und wenn er die Antwort des Herzogs erhalten habe, sie ihm (Wyß) schicken. Er könne in Turin alle Vorgänge beobachten und darüber nach London berichten, auch die Waldenser besuchen, und wenn später noch eine schweizerische Gesandtschaft nach Turin komme, ihr helfen. Dann aber warnte ihn Wyß vor den Intriguen des Turiner Hofes und der savoyischen Diplomatie. Man werde ihn durch Einladungen und Festlichkeiten zu blenden suchen und ihm schöne gleißnerische Worte sagen. Er dürfe kein Wort glauben, das man ihm auch mit den heiligsten Eiden gebe. Unter allen Umständen solle er ausharren, bis weitere diplomatische Hilfe von den Schweizern oder von anderswo komme; denn so lange er in Piemont bleibe, werde sich der Hof nicht getrauen, weiter gegen die Waldenser vorzugehen. Morland war froh über die Ratschläge des erfahrenen Mannes. Er versprach ihm, nichts zu tun ohne sein Wissen, und erbat sich von Wyß ein Zeugnis für Cromwell, daß er auf Wyß' Rat hin seinen Aufenthalt in Turin verlängere.<sup>68)</sup>

Die Erfahrungen, die Morland in Turin machte, übertrafen nun allerdings seine schlimmsten Erwartungen. Es war schon bezeichnend, daß die Audienz, die er beim Herzog hatte, von dessen Mutter abgenommen wurde. Morland hielt seine Rede mit ehrlicher Begeisterung im prächtigsten Latein, und der Hof hörte mit stummem Lächeln zu. Aber nachdem er glücklich zum herzoglichen Palast hinauskomplimentiert war, war auch seine Mission beendet. Denn nun trieb diese geriebene diplomatische Gaunerbande wochenlang ihr boshafte Spiel mit dem Unerfahrenen. Statt Antworten bekam der englische Gesandte Einladungen zu einem Ball, und wenn er dem Mietkutscher befahl, ins herzogliche Schloß zu fahren, führte in dieser an irgend eine Stätte der Lustbarkeit. Als er die Waldenser aufsuchen wollte, um an Ort und Stelle von den früheren Vorfällen Erkundigungen einzuziehen, ließ



ihm der Hof sagen, er solle um Gottes willen diese gefährliche Reise nicht machen. Die Waldenser seien ärger als Räuber. Sie hätten erst neulich einen schweizerischen Gesandten (gemeint war Gabriel Wyß), der sie auch besuchen wollte, mißhandelt und beinahe getötet. Wenn die Lüge auch handgreiflich war, ließ sich Morland doch von der Reise abhalten. Da man alle an ihn gerichteten Briefe auffing und zurückhielt, war er von der Außenwelt ganz abgeschlossen und seine Stellung einfach unhaltbar. Unmutig siedelte er nach Genf über, um dort den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Doch tat auch er das Seine für die Waldenser, indem er die finanzielle Unterstützung derselben mit den reichen Geldmitteln, die aus England kamen, von Genf aus leitete.<sup>69)</sup>

Als wichtigsten Faktor in seiner politischen Kombination zum Schutze der Waldenser hat Cromwell unzweifelhaft die protestantische Schweiz betrachtet. Es war ja die einzige Macht, welche imstande sein konnte, durch eine energische Aktion einzugreifen, sei es allein oder in irgend einem Zusammenwirken mit einer englischen Flotte vor Nizza. Der Gedanke an eine solche Lösung der Dinge muß in London gleich nach dem Eintreffen des Eilboten aus Zürich entstanden sein. Denn sogleich schrieb Thurloe an Pell: «Wir wünschen genau die Meinung der protestantischen Orte kennen zu lernen, welches sie für das geeignetste und wirksamste Mittel halten, den armen Waldensern zu helfen. Ich zweifle nicht, daß Sie den schweizerischen Protestanten das Schreckliche der Situation deutlich vor Augen führen werden. Sie und Herr Durie müssen diesen traurigen Anlaß benützen, um einen Druck auf die Protestanten auszuüben, daß sie auf der Hut sind.» Pells erste Berichte mußten auch in London die Ansicht aufkommen lassen, die protestantischen Schweizer seien zum Losschlagen bereit. Der englische Gesandte lebte in Zürich, der Hauptburg des schweizerischen Protestantismus, wo natürlich in den Kreisen der Bevölkerung alles nach Rache rief. Die laue Stimmung in Basel, Schaffhausen, Glarus, St. Gallen etc. kannte er nicht. Aus Bern kam das Gerücht, es seien 7000 Mann auf dem Marsch nach Savoyen. Unter dem Eindruck dieser Gerüchte und Augenblicksstimmungen

bildete sich seine Meinung über die Möglichkeit eines Krieges der protestantischen Schweiz mit Savoyen, und diese Meinung spiegelte sich in seinen Berichten nach London wieder. So erklärt es sich, daß Thurloe am 18. Juni an Pell schreiben konnte: «Ich bin froh, daß die evangelischen Kantone sich das Elend der armen Piemontesen so zu Herzen genommen haben, daß sie deshalb eine ernsthafte Gesandtschaft schicken wollen, und besonders daß sie dieser mit den Waffen Nachdruck verleihen wollen. In diesem Unternehmen werden sie zweifellos erfolgreich sein, da sie für eine so gute Sache kämpfen, und alle guten Christen mit ihnen einig sind. Es ist für S. Hoheit von größter Bedeutung, daß er über ihre Pläne völlig unterrichtet wird und auch über den bevorstehenden Krieg mit dem katholischen Ort, von dem Sie schreiben. Es werden sich Leute finden, die sich an ihre Seite stellen werden und mit ihnen die Last tragen werden . . . Wenn die Kantone ihre Absichten offen klar legen würden, könnten schärfere Maßregeln als diejenigen der diplomatischen Unterhandlungen ergriffen werden.»<sup>70)</sup>

Nicht so deutlich, wie hier Thurloe gegenüber Pell die Auffassung wiedergibt, die man in London von einem Eingreifen der Schweizer in Piemont hatte, tat dies Cromwell in seinem Schreiben an die Schweizerkantone, das von Milton abgefaßt am 25. Mai abging. Es war allgemein gehalten, schilderte mit der gewaltigen Sprache des großen Dichters die Notlage der Protestanten in Piemont und betonte die Notwendigkeit, daß alle protestantischen Staaten sich zur gemeinsamen Interzession vereinigen müßten. Denn das Vorgehen des Herzogs sei nur der Anfang eines großen gegenreformatorischen Vorstoßes, dem heute die Waldenser, morgen die französischen Hugenotten, bald auch die Schweizer erliegen hönnten. Die Schweizer sollten ihm das wirksamste Mittel nennen, der drohenden Gefahr zu begegnen, er sei bereit, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.<sup>71)</sup>

Wenn die Schweizer wollten, mußten sie Cromwell verstehen; aber sie wollten oder vielmehr sie konnten nicht. Die mündlichen Unterhandlungen, welche Pell mit dem Stadtschreiber Hans Kaspar Hirzel führte, zeigen uns klar, wie man auf der einen und anderen Seite über ein tätliches

Eingreifen in Savoyen dachte. Am 22. Mai berichtete der Stadtschreiber dem englischen Gesandten über die Beschlüsse der Aarauer Konferenz und die Absendung des Majors Wyß, von dem man hauptsächlich zu erfahren hoffe, welche Gründe den Herzog zu dem Vorgehen gegen die Waldenser getrieben hatten. Darauf platzte Pell heraus: «Ein Hauptgrund ist die verächtliche Meinung, welche der Herzog von den protestantischen Kantonen hat, da er sie als Leute ansieht, die wenig Macht besitzen und den Mut nicht haben, ihre Kraft zu gebrauchen. Ihr habt so Angst vor euren katholischen Nachbarn, daß ihr keinen Fuß zugunsten irgend einer protestantischen Kirche rührt, damit nicht die katholischen Kantone über euch herfallen.» H. K. Hirzel: Unsere *concordia discors* hat uns bisher gerettet. Denn wenn wir *eines* Glaubens gewesen wären, wäre es nicht möglich gewesen, im dreißigjährigen Krieg neutral zu bleiben. Da wir aber verschiedenen Glaubens sind, hielten wir unsere katholischen Miteidgenossen ab, dem Kaiser zu helfen, und sie hinderten uns, auf die andere Seite zu ziehen. In Wirklichkeit sind eben die katholischen Orte ebenso befreundet mit Savoyen als wir, so daß wir also nicht eingreifen können, ohne ihnen Anlaß zu geben, über uns herzufallen. *Es gibt viele Leute bei uns, welche nach dem Eintreffen der Schreckensbotschaft aus Piemont an nichts anderes dachten, als gegen Savoyen zu ziehen oder alle Savoyarden in unserem Gebiet umzubringen.* Aber wenige haben die Überlegung, sich zu sagen, daß wir kein Geld finden können, um gegen irgend einen Staat Krieg zu führen, und das Geld ist das einzige, daran wir Mangel leiden; denn wir haben Mannschaft und Waffen genug, das wird Savoyen erfahren, wenn es etwas gegen Genf unternimmt, wie das Gerücht geht.» Pell: «Genf wird fallen, bevor ihr zu Hülfe kommen könnt.» Stadtschreiber: «Die Post ist so gut eingerichtet, daß Zürich in dreimal 24 Stunden Nachricht von Genf hat und Bern noch früher Meldung bekommt. Unser Kriegsvolk ist in so guter Ordnung, daß wir in zwei oder drei Tagen ein stattliches Heer kriegsbereit haben, denn jeder trägt seine Waffen bei sich. Genf ist wohlbefestigt und mit Vorräten für eine lange Belagerung versehen, sodaß es nicht überrumpelt werden kann,

ehe Hilfe kommt.» Pell: «Wenn Genf aber eure Hilfe braucht, werden viele sagen, es sei kein Geld da, oder man müsse sich vor den katholischen Orten in acht nehmen.» Stadtschreiber: «Genf ist so nahe, daß in wenigen Tagen der Zweck, den Feind zu vertreiben, erreicht sein wird.» Pell: «Wenn ihr kein Geld habt, müßt ihr euch immer fürchten, die katholischen Orte zu reizen.» Stadtschreiber: «Sie haben auch kein Geld und können auch keines bekommen; wir haben früher Geld gehabt, mußten es aber für außerordentliche Ausgaben aufbrauchen. Wenn dieser Geldmangel nicht wäre, würden wir die Katholiken nicht als uns ebenbürtig betrachten, sondern würden uns bereitwilliger entschließen, den Herzog von Savoyen zu lehren, daß unsere Freundschaft und unsere Briefe mehr Rücksicht verdienen.» Pell: «Da es euch weder an Mannschaft noch an Waffen fehlt, und euere Zeughäuser gefüllt sind, und nur das Geld, seid ihr doch eher imstande, einen Krieg anzufangen als andere Leute, welche nichts als eine volle Börse haben.» Stadtschreiber: «Das ist wahr; aber unsere Mannschaft muß pünktlich bezahlt werden, sonst entsteht Unordnung und Unzufriedenheit.» Pell: «Wenn ihr in das feindliche Land kommt, soll dieses die Kosten des Krieges tragen.»

Der Rat von Zürich, dessen Ansicht Hans Kaspar Hirzel in dem Gespräch mit Pell wiedergegeben hatte, ließ am 18. Juni dem englischen Gesandten offiziell antworten, man sei bereit, für die Waldenser alles zu tun, was möglich sei, aber Krieg mit Savoyen anfangen, könne man nicht. Dagegen sei man entschlossen, zu verhindern, daß die katholischen Kantone dem Herzog helfen, wenn dieser, gestützt auf sein Bündnis mit den katholischen Orten, von ihnen Hilfe verlange. Man wolle in diesem Falle die katholischen Schweizer davor warnen, dem Herzog zu Hilfe zu ziehen, und wenn sie es doch täten, sie mit Gewalt daran hindern. Dann sei der Bürgerkrieg unvermeidlich. Aber die protestantischen Orte wollten nicht den ersten Schlag führen, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, sie hätten den Bund gebrochen.

Pell ließ aber nicht nach und suchte persönlich auf den Bürgermeister Waser einzuwirken. Am 3. Juli hatte der

englische Gesandte eine mehrstündige Unterredung mit Waser, aus der einzelne Stellen wörtlich wiedergegeben werden sollen<sup>72)</sup>. Pell: «Die Papisten warten nur, bis sie die Macht haben, und sich ihnen die Gelegenheit darbietet, um mit uns gleich zu verfahren wie Savoyen mit den Waldensern; darum ist es die höchste Zeit, an eine gemeinsame Abwehr zu denken. Könnten sie nicht in dieser Sache zusammen mit England gehen»? Waser: «Das ist jetzt ganz leicht, wenn man eine gemeinsame Gesandtschaft nach Turin schickt.» Pell: «Turin ist nicht der Ort, um über die weitgehenden Pläne des Protektors zu beraten. Gemeinsames Handeln ist notwendig und unaufschiebbar. Wenn der jetzige englische Agent in Zürich (gemeint ist Pell selbst) euch ungeeignet scheint, diesen Plan auszuführen, müßtet Ihr diesen Grund des Hindernisses s. Hoheit mitteilen, welche ihn sofort beseitigen wird». Waser: «Wir wünschen keine andere Persönlichkeit, um mit ihr zu unterhandeln, und hoffen, daß der englische Agent solange bleibt, bis er abberufen wird.» Pell: «Ist es nicht besser, jetzt einzuschreiten, bevor das Geschwür weiterfrißt?» Waser: «Gewiß, es frißt schon weiter. Wallis ist eines der größten Länder in der Schweiz und mit uns verbündet. Es leben dort einige wenige Protestanten, welche bisher unterdrückt und verfolgt wurden. Jetzt aber ist allen Protestanten befohlen worden, binnen drei Monaten das Land zu verlassen.» Pell: «Auch im Thurgau beginnen die Papisten sich zu regen.» Waser: «Ja, wir werden darüber an der nächsten Tagsatzung sprechen.» Pell: «Das Feuer kommt immer näher. Wallis auf der einen, Thurgau auf der anderen Seite, Graubünden dazwischen. Die evangelischen Orte werden zum Krieg gezwungen werden, ob sie wollen oder nicht». Waser: «Gewiß, wenn die Eidgenossen gegeneinander kämpfen, wird die Gefahr für Deutschland groß sein. Der Sieg liegt in Gottes Hand; wenn es ihm gefällt, ihn den papistischen Kantonen zu verleihen, werden die Protestanten in Deutschland die Schmerzen unserer Wunden fühlen». Pell: «Das sind Dinge, welche England, obgleich es auf der Hut ist, nicht so gut verfolgen kann als die, welche nahe dabei sind. Wenn ihr solche Gefahren drohen

seht und es für richtig haltet, mit uns gemeinsame Sache zu machen, ehe es zu spät ist, so macht uns gefälligst Eröffnungen und redet ein wenig deutlicher, damit ich besser weiß, was ich in Zukunft zu tun habe.»

Die Entscheidung über die offizielle Stellungnahme der protestantischen Orte zu der Waldenserfrage brachte eine Konferenz, welche am 26. Juni in Aarau stattfand.<sup>73)</sup> Hier stattete zuerst Major Gabriel Wyss mündlichen Bericht über seine Sendung an den Turiner Hof ab. Das Antwortschreiben des Herzogs wurde verlesen. Sein wesentlichster Inhalt lautete: Fürsten sind niemandem verantwortlich über Entschlüsse, die sie gegen ihre Untertanen gefaßt. Aus besonderer Freundschaft für die Eidgenossen will er ihnen mitteilen, daß die Leute aus den Tälern von Lucerna, San Martino und Perosa unter dem Schein der Religion gegen ihn rebelliert haben, und darum Gewalt gegen sie angewendet worden sei. Sie hätten sich auch geweigert, die Waffen niederzulegen, was doch die Grundbedingung für friedliche Unterhandlungen sei. Auch das Zureden des Herrn v. Wyss habe keinen Erfolg gehabt.

Nach dem Schreiben des Herzogs kam der Brief Cromwells zur Verlesung. Bern beantragte darauf die Absendung einer offiziellen Gesandtschaft aller vier Städte an den Turiner Hof. Zürich stimmte bei, Basel und Schaffhausen verlangten Bedenkzeit. Man nahm aber an, ihre Zustimmung werde nachträglich eintreffen und man beschloß an England, Schottland, Brandenburg, Pfalz, Hessen, Sachsen, Württemberg und Schweden die Aufforderung zu richten, sie möchten ebenfalls durch Gesandtschaften die Intervention der Schweizer in Turin unterstützen. Damit unterdessen die Talleute nicht mit neuen Feindseligkeiten geplagt würden, sollte der Major Wyss, mit einem Kredenzschreiben versehen, der Gesandtschaft vorausziehen.

So hatte man in der protestantischen Schweiz sich entschlossen, nochmals den Weg der Unterhandlung zu betreten und auf eine bewaffnete Intervention in Savoyen verzichtet. An Cromwell ging ein Schreiben ab, in welchem ihm auseinandergesetzt wurde, warum ein Krieg mit Savoyen für die protestantischen Orte bedenklich sei. Doch sei man

bereit, S. Hoheit zu unterstützen, wenn er finden sollte, daß das Wohl der Waldenser «scherpfere» Mittel erfordere.

Damit war man in London nicht zufrieden, und Pell erhielt bald darauf ein eindringliches Schreiben vom Staatssekretär, folgenden Inhalts:

«Ich habe Ihr Schreiben nebst den beigeschlossenen Papieren mit der letzten Post erhalten und hoffte in dem Brief, welchen die Kantone S. H. schrieben, in bestimmten Worten ausgedrückt zu finden, daß sie etwas Tatkräftiges unternommen haben gegen die an den armen Piemontesen jüngst verübten Greuelthaten, aber weder in diesem Schreiben, noch in dem Ihrigen, stoße ich auf große Begeisterung in dieser Sache. In einem Ihrer letzten Schreiben teilten Sie mit, daß in Bern einige tausend Mann bereit ständen um in das Land des Herzogs einzufallen, wenn der Gesandte, den sie zum Herzog geschickt hatten, nicht mit einer befriedigenden Antwort zurückkäme. Man spricht dort auch von einem Krieg gegen ihre katholischen Nachbarn, aber diese Bewegung ist entweder wieder erloschen, oder Sie haben unterlassen darüber zu schreiben.»

«Ich habe schon früher den Wunsch geäußert, Sie möchten genau erforschen, welches die wahre Gesinnung und Absicht der protestantischen Kantone in dieser Angelegenheit ist, habe aber von Ihnen noch keine diesbezügliche Mitteilung erhalten, weshalb ich meinen Wunsch wiederhole, da es für uns von größter Wichtigkeit ist, gut darüber unterrichtet zu sein, ob man in der protestantischen Schweiz den Willen hat für die evangelische Sache etwas zu wagen. Zweifellos hat es sich um einen wohlüberlegten Plan gehandelt und, um mit den Worten des Protektors zu reden, jeder Vergleich der abgeschlossen wird, ist schwächlich; diese armen Protestanten in Piemont sollten eine andere Garantie haben als diese, und ich glaube es ist Zeit für die Protestanten der ganzen Welt, an ihre eigene Sicherheit zu denken; wenn das, was geschehen ist, uns nicht weckt, sind wir verblendet. Die Absichten S. Hoheit kennen Sie, und die ganze Nation ist mit ihm darin einig alles daran zu setzen, wenn der Augenblick gekommen ist; aber alles ist aussichtslos, wenn die Kantone zaudern und sich nicht engagieren wollen.

Ich weiß, daß sie alles dem Mangel an Geld zuschreiben, sie sollten aber daraus nicht ein größeres Hindernis machen, als es wirklich ist, und wenn sie eine Last auf sich nehmen, werden andere ihnen helfen. Die Sammlungen, welche hier veranstaltet werden, ergeben hoffentlich ein gutes Resultat. 20 000 £ sind schon eingegangen und 10 000 £ werden in kurzer Zeit beisammen sein, wenn dort wirklich die Absicht besteht, etwas zu tun, welches Sie ihnen mitteilen mögen . . . denn nichts kann unternommen werden, wenn nicht die Schweizer sich zu einem Krieg gegen die Urheber dieses scheußlichen Gemetzels entschließen. Es ist mir noch nicht ganz klar, was für eine Instruktion die Gesandten erhalten haben, welche nach Savoyen abgehen; sie werden dort einen Gesandten S. Hoheit finden, der mit ihnen gemeinsame Sache machen wird. Die Unterhandlungen mit Frankreich stehen noch auf dem gleichen Punkt, aber nichts wird geschehen ohne Rücksicht auf die armen Waldenser zu nehmen». <sup>74)</sup>

Pell ging mit diesem Brief zu Bürgermeister Waser und erhielt von diesem eine Antwort, die an Ausführlichkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, die auch als Darstellung der damaligen politischen Verhältnisse in der Schweiz von allgemeiner Bedeutung ist: <sup>75)</sup>

« S. Hoheit hat unseren Brief vom 26. Juni erhalten und wünscht zu wissen, was wir weiter zu tun gedenken in der Waldenserangelegenheit und möchte unseren Beistand in einem Kriege gegen den Herzog von Savoyen. Was unsere Absichten anbelangt, so war Intervention der Zweck unserer Gesandtschaft, die wir dorthin sandten; und wir nehmen an sie werde Erfolg haben, solange wir nicht das Gegenteil von unserem Gesandten vernehmen. Wir erwarten in einigen Tagen Briefe von dort, aus welchen wir ersehen werden ob wir gut berichtet sind, wenn es heißt: Savoyen wolle ihre Vermittlung nicht annehmen, sondern die ganze Angelegenheit Herrn Servient, dem französischen Gesandten in Turin übergeben. Wenn das wahr ist, werden wir mit weiteren Beschlüssen warten, bis wir sehen wie sich die französische Vermittlung vollzieht. Wenn der König allein vermittelt, werden wir uns wahrscheinlich bei ihm für



die Waldenser verwenden. Aber das können wir erst tun, wenn wir Nachrichten von unseren Gesandten haben.»

«Ihr Brief wünscht, daß wir uns kurz entschließen mit Savoyen Krieg zu führen wegen der Waldenser. Ich muß gestehen, daß wenn diese Angelegenheit durch uns und andere vollständig vernachlässigt worden wäre, dies schlimme Folgen für die reformierten Kirchen in Frankreich und Deutschland gehabt hätte. Da aber so viele ihre Teilnahme und ihr Mitleid gezeigt haben, wird hoffentlich etwas geschehen, um die Waldenser wieder aufzurichten und den Papisten die Lust zu nehmen in Zukunft solche Dinge zu planen. Ob dies ohne Krieg erreicht werden kann, können wir nicht sagen. Und selbst wenn wir sicher wären, daß nur ein Krieg zu diesem Ziel führen könnte, würden wir unsererseits einen Krieg als eine zu schwere Last für unsere Schultern betrachten. Wo uns bis jetzt keiner unserer Freunde einen Beistand in einem solchen Kriege angeboten hat, ist es wohl kein Wunder, das wir uns noch nicht entschlossen haben ihn anzufangen, obgleich der gemeine Mann bei uns den Krieg wünscht. Es scheint, daß England ähnlich denkt. Wie sich die vereinigten Niederlande dazu stellen, können wir aus keinem ihrer Briefe ersehen, die uns nur mitteilen, daß eine angesehene Persönlichkeit von dort kommen wird, um uns über ihre Haltung in der Waldenserfrage aufzuklären.»

«Wenn wir nachgegeben hätten, stände unsere Mannschaft längst in Savoyen, und die katholischen Orte hätten eine prächtige Gelegenheit, uns zu bekriegen, sodaß wir in der Heimat in Bedrängnis geraten wären, was unsere armen Brüder in Piemont nicht wünschen können, da ein Bruderkrieg bei uns ihnen nachteilig ist. Wenn aber irgend ein anderer in Piemont einfällt und den Herzog nötigt, die katholischen Kantone zu Hilfe zu rufen, gemäß ihrem Sonderbündnis, werden wir ihnen den Weg nach Savoyen verlegen. Freiburg ist schon unruhig und hat Wachen aufgestellt und rüstet. Bern tut das gleiche als sein guter Nachbar. Wir handeln, aber im Geheimen, und werden im Notfall schlagfertig dastehn. Das ist alles, was wir bis jetzt im Hinblick auf einen Krieg getan haben, und mehr können wir nicht

tun als, die katholischen Orte, die Bayern und andere Deutsche hindern, dem Herzog von Savoyen zu helfen. Es ist wahr, daß wir durch eine Diversion noch etwas mehr tun könnten, aber wohl nicht soviel, als unsere Freunde vermuten. Wir können in den Teil von Savoyen einfallen der uns zunächst liegt. Die Berner haben das vor Zeiten getan, und sind imstande es wieder zu tun. Wir können vielleicht den nördlichen Teil von Savoyen besetzen, der zwischen dem Genfersee und den savoyischen Bergen liegt, es ist aber fraglich, ob wir nach Süden vordringen können. Die Savoyer Berge können mit wenig Mann gegen zahlreiche Angreifer verteidigt werden; auch liegt es nicht in unserer Macht Frankreich zu hindern, daß es Savoyen bespringt. Eine kriegerische Aktion unsererseits gegen Savoyen kann also nicht so erfolgreich sein, wie in Thurloes Brief vorausgesetzt wird.»

«Frankreich wird zweifellos dem Herzog gegen jeden Angreifer helfen, besonders in diesem Falle, da der König, wie wir wissen, dem holländischen Gesandten erklärt hat, er werde selbst die Sicherstellung der Waldenser übernehmen. Daran ist ihm viel gelegen, weil er sich den Weg durch Piemont nach Italien offenhalten will; denn er hat die Absicht, in diesem Sommer in die Lombardei einzufallen, Mailand zu nehmen und die Spanier aus Oberitalien zu vertreiben . . . Darum wird sich Frankreich allem widersetzen, was ihm den Weg durch Piemont verlegt.»

«Ich glaube gern, daß England und Holland imstande sind starke Truppenmassen an der piemontesischen Küste zu landen, aber die Waldenser fürchten, daß unterdessen der Sommer vorübergeht, und wenn die Berge, welche ihnen jetzt als Zufluchtsstätte dienen, mit Schnee bedeckt sind, gehen sie einem schrecklicheren Winter entgegen, als der letzte war. Eben darum, weil sie einem ungewissen Schicksal entgehen, sind sie zu einer friedlichen Verständigung vor Beginn des Winters geneigt, damit sie wieder eine sichere Zufluchtsstätte bei ihren Nachbarn finden und im Frühling ihre zerstörten Hütten wieder aufbauen können. Das sind meine persönlichen Gedanken, welche beim Durchlesen von Thurloes Brief in mir aufgestiegen sind. Um

Ihnen eine offizielle Antwort geben zu können, muß ich Ihre Vorschläge dem Rat vorlegen; deshalb bitte ich Sie, mir einen Auszug aus dem Briefe zustellen zu wollen ».

Nachdem der Geheime Rat diesen Auszug erhalten und besprochen hatte, suchte Bürgermeister Rahn den englischen Gesandten auf und gab ihm folgende Erklärung über die Opportunität eines Krieges mit Savoyen ab: « Wir haben einen Krieg in Erwägung gezogen, und es fehlt uns nicht an kriegstüchtiger Mannschaft; aber es fehlt uns an anderen Dingen, die zu einem Krieg nötig sind. Alle Kantone leiden großen Mangel an Geld. Die deutschen Städte und Fürsten waren gegen Ende des dreißigjährigen Krieges gezwungen, auswärts Geld aufzunehmen, und sie entliehen es, wo sie bekamen. Die protestantischen Kantone liehen den evangelischen Fürsten und Städten, und die papistischen Kantone den Katholiken. Die letzteren scheinen gegen etwas bessere Bedingungen Geld ausgeliehen zu haben, aber weder ihre deutschen Schuldner, noch die unsrigen, sind imstande die Zinsen zu zahlen noch Abzahlungen am Kapital zu machen. Seit dem Frieden geben sich die Deutschen alle Mühe ihren Boden wieder ertragreich zu machen; Korn und Wein gedeihen so reichlich, daß die Preise nieder stehen und unsere Bauern kaum mehr bestehen können. Rühmen sich doch die Süddeutschen, sie wollten in drei Jahren die Schweizer ruinieren, indem sie das Land mit billigem Korn und Wein überschwemmen wollten. Sie sind gegen uns im Vorteil. Wir haben einen Boden, der hart zu bearbeiten ist, sodaß in einigen Gegenden von Deutschland man mit einem Pferd ein größeres Stück Land bebauen kann als wir mit vier. Wir sind auch ungünstiger daran in Bezug auf die Ausfuhr des Überschusses unserer Erträgnisse. Mailand würde uns unser Korn bezahlen, wir kämen aber um allen Gewinn, wenn wir unser Korn auf Saumrossen über den St. Gotthard schleppen müßten. Wenn wir 100 Pfund Hafer auf ein Pferd in Zürich legen, frißt es 400 bis es in Mailand ist. Ich kann mich aber noch an Zeiten erinnern, wo das Korn in Mailand so teuer war, daß sie alles in Zürich holten; es mag auch jetzt sein, daß wenn die Franzosen dort ein-

greifen, die Mailänder froh sind über unsere gefüllten Vorratsräume und uns Geld für unser Korn geben. Wenn aber der Landmann keinen Absatz für sein Korn und seinen Wein findet und doch Geld braucht um Eisen, Salz und Tuch (alles Dinge die es hier nicht gibt) zu kaufen, so leidet er doch Not, wenn auch der Boden fruchtbar ist und Acker und Weinberg reichen Ertrag liefern.»

«Die Kriege in Deutschland und in den Niederlanden und der Krieg, den die Franzosen in Graubünden geführt haben, brachte unglaublich viel Geld ins Land, da die Soldaten, welche friedlich durch das Land oder an ihm vorbeizogen, alles bezahlten, was sie brauchten. Aber seitdem diese Kriege zu Ende sind, hat der Segen aufgehört und wir wissen nicht, wie wir zu Geld kommen sollen. Bis jetzt verdienten unsere Kaufleute viel Geld damit, daß sie deutsche Manufakturen und andere Waren nach Frankreich einfuhrten, weil sie keine Abgaben, wie die Deutschen entrichten mußten. Aber seitdem das Bündnis abgelaufen, ist auch diese Einnahmequelle versiegt; denn unsere Kaufleute müssen jetzt Abgaben entrichten.»

«Als sich vor einiger Zeit die Untertanen Berns empörten, ging ich zum französischen Gesandten und bat ihn, er möge uns in anbetracht der Umstände etwas Geld geben als Abzahlung an die großen Summen, welche von unseren Vorfahren der Krone Frankreichs geliehen worden waren; oder wenn er nichts von dieser Schuld abzahlen wolle, solle er uns doch das Friedgeld (die Zahlung Frankreichs an die Kantone für den ewigen Frieden) geben; oder er möge uns die Hilfgelder auszahlen, welche uns gemäß dem ewigen Bündnis versprochen waren für den Fall, daß wir uns in Not befänden. Aber alle Vorstellungen genügten nicht, ihm einen Pfennig aus der Tasche zu ziehen, und doch wußten wir, daß er große Summen, die er vom König erhalten, bei sich führte. Wir durchschauten aber seine Absichten, welche dahin gingen, die Bauern die Oberhand über uns gewinnen zu lassen; dann hätte er uns die Erneuerung des Bundes zu seinen Bedingungen aufgenötigt, um uns für immer an die Krone Frankreichs zu fesseln. Diese unfreundliche Haltung Frankreichs in den Zeiten großer Gefahr

hat uns gezeigt, daß der französische Hof sich anders zu uns stellt als Heinrich IV. und seine Vorgänger, welche alles anwandten, um ein gutes Einvernehmen zwischen Frankreich und unserem Lande aufrecht zu halten, indem sie es für politisch klug hielten uns jährlich Friedensgelder zu zahlen und dafür vor uns sicher zu sein, statt uns zu kränken oder zu bekriegen und dann das Hundertfache für den Unterhalt von Besatzungen auszugeben, was die jetzigen Staatsmänner in Frankreich nicht zu bedenken scheinen».

In England fand man die Haltung der Schweizer in der Waldenserfrage sehr kühl, da man aber, wie Thurloe an Pell schrieb, ohne sie nichts ausrichten konnte, fügte man sich ihrem Vorschlag, noch einmal das Mittel der diplomatischen Intervention zu versuchen. Es sollte aber eine kombinierte Intervention sein, an der außer England und den Schweizern, Frankreich und Holland teilnehmen mußten. Dem französischen Gesandten wurde nochmals kategorisch erklärt, daß England für ein Bündnis nur zu haben sei, wenn Frankreich die Waldenser schütze. Holland wurde eingeladen einen Gesandten in die Schweiz zu schicken. Es schickte in der Tat den Herrn van Ommern ab. Als englischer Spezialgesandter für die Waldenser wurde ein Herr Downing abgeschickt. Downing und van Ommern sollten in Basel zusammentreffen und der schweizerischen Gesandtschaft sich anschließen. Downing erhielt eine besondere Instruktion für die Verhandlungen mit dem Herzog von Savoyen, sie wurde auch Pell mitgeteilt, damit er sie den Schweizern vorlege und ihnen erkläre, der Protektor werde nur einen Vertrag anerkennen, der auf Grund dieser Instruktion abgeschlossen sei. Cromwells Forderungen lauteten: Wiederherstellung der früheren politischen und religiösen Freiheiten des Waldenser, Genugtuung für die erlittenen Verluste, Bestrafung der Mörder und sichere Garantien gegen zukünftige Vergewaltigung.<sup>76)</sup>

Unterdessen hatte sich aber in Piemont selbst die Lage so verändert, daß der Cromwellsche Plan nicht mehr zur tatsächlichen Situation paßte. Der Herzog von Savoyen, der sich gegenüber den ersten schweizerischen und englischen

Botschaften aufs hohe Roß gesetzt hatte, fing an einzusehen, daß man nicht so ungestraft seine Untertanen, auch wenn es Ketzer sind, mißhandeln kann. Zunächst war er, rein militärisch gesprochen, mit den Waldensern noch lange nicht fertig. In dem Blutbad vom 17. April war nur ein kleiner Teil umgekommen. Was von waffenfähiger Mannschaft übrig war, sammelte sich, nachdem Weiber und Kinder in unzugängliche Schlupfwinkel gebracht worden waren, unter zwei tapferen Führern, Jayer und Jenavel, zum verzweifelten Widerstand. Es waren etwa 4000 Waffenfähige, aber nur eine Abteilung von 800 Mann unter Jayer und 400 unter Jenavel konnten als disziplinierte Truppen gelten. Sie genügten jedoch, um das zusammengeraffte Mordgesindel des Marquis von Pianezza vor sich her zu treiben. Die drei Täler von Perosa, Lucerna und San Martino wurden wieder erobert, und nun gingen die kühnen Waldenser selbst zum Angriff über. Sie eroberten die Stadt San Secondo und machten die männliche Bevölkerung nieder. Die Hauptleute wollten das Blutvergießen verhindern, konnten aber die Rachegier ihrer Leute nicht zügeln, welche durch den Anblick der an den Bäumen aufgehängten Leichen ihrer Brüder zur blutigen Vergeltung getrieben wurden. Das Schloß von San Secondo, in welchem 110 Irländer, die am Gemetzel vom 17. April teilgenommen hatten, als Besatzung lagen, wurde in Brand gesteckt und die Mannschaft gezwungen, zu den Fenstern heraus in die Flammen zu springen. In Turin aber stellte man die Leichen zweier ermordeter Mönche zur Schau aus, um dem Volk die Schandtaten der Rebellen vor Augen zu führen.<sup>77)</sup>

Aber auch die Teilnahme, welche die protestantischen Schweizer ihren mißhandelten Glaubensbrüdern zeigten, war dem Herzog unangenehm, als seine hochfahrenden Antwortschreiben an sie erwarten ließen. Die Gerüchte, daß man die Savoyer, welche in der protestantischen Schweiz lebten, umbringen wolle, und daß die Berner einen Einfall in Piemont planten, waren auch nach Turin gedrungen. In seiner Not wandte er sich an die katholischen Kantone, seine Verbündeten, und bat sie, einen Angriff von dieser Seite abzuwenden. In der Tat erhoben die katholischen Orte auf der gemein-

samen Tagsatzung zu Baden Einsprache gegen die Einmischung der protestantischen Städte in die Angelegenheiten ihres Verbündeten. Sie konnten aber die Absendung der Gesandtschaft nicht verhindern, und als sie sich anerbaten, ebenfalls Gesandte mit nach Turin zu schicken, wurde das Anerbieten von Bern und Zürich entschieden abgelehnt.<sup>78)</sup>

Am meisten Eindruck machte aber auf den herzoglichen Missetäter in Turin die Haltung Frankreichs. Der kecke Versuch, durch die Mitheranziehung der Truppen Grancys zur Exekution an den Waldensern, Frankreich zu kompromittieren oder wenigstens zum Mitschuldigen zu machen, war kläglich gescheitert. Der französische Oberst hatte sich korrekt benommen, und Ludwig XIV hatte sowohl gegenüber den Eidgenossen, als gegenüber England die Tat des Herzogs offiziell mißbilligt. Durch die Torheit eines piemontesischen Unterführers war die Mißstimmung der französischen Regierung noch gesteigert worden. Der Marquis von San Damian, ein Schwiegersohn des Marquis von Pianezza, war bei der Ketzerhetze über die französische Grenze gedrungen und hatte das in der Dauphiné liegende Tal Praguela, in dem auch Waldenser wohnten, überfallen. Zwölf Häuser waren verbrannt und drei Personen getötet worden. Die Talbewohner konnten die Mordbrenner vertreiben, klagten aber bei dem Herzog von Lesdiguières, dem Gouverneur der Dauphiné, und dieser meldete den Vorfall nach Paris.<sup>79)</sup>

Wenn man diese Verletzung französischen Gebietes durch savoyische Truppen nicht ungeahndet lassen konnte, so mußte der savoyische Fanatismus dem französischen Hof noch aus einem andern Grund bedenklich erscheinen. Die Congregatio de propaganda fide, welche den Kreuzzug gegen die Waldenser leitete, holte ihre Befehle in Spanien, und jeder Erfolg, den sie davon trug, stärkte den spanischen Einfluß am Turiner Hof. Das konnte aber eine französische Regierung nicht dulden. Man liebte ja die Ketzer auch nicht am Bourbonenhof, aber man haßte Spanien doch mehr. Charakteristisch ist folgender Vorfall: Nach den Ereignissen in den Waldensertälern hatte die Herzoginmutter ihren jesuitischen Beichtvater gefragt, ob sie Gott für den Waldensermord Rechenschaft ablegen müsse. Er schob die Antwort hinaus und schrieb

nach Spanien an seine Oberen. Der Brief wurde nach Turiner Art aufgefangen, und die entrüstete Fürstin ließ den vortrefflichen Beichtiger in das feste Schloß Niolon bringen, wo er bald eines freiwilligen oder unfreiwilligen Todes starb.<sup>80)</sup> Man mag über dieses Weib, das so viel protestantisches Blut auf dem Gewissen hat, denken, wie man will. Sie war eine Tochter Heinrichs von Navarra und hat an diesem elendesten aller Höfe den Stolz der Bourbonen, der niemals das spanische Joch duldet, bewahrt.

Von entscheidendem Einfluß auf die Haltung des französischen Hofes war aber die Rücksicht auf England. Ludwig XIV brauchte das englische Bündnis für seinen Kampf gegen die spanisch-habsburgische Macht und mußte die *conditio sine qua non*, welche Cromwell gestellt hatte, annehmen. Er beschloß, den savoyischen Vetter zur Vernunft zu bringen und die Waldenserfrage, welche Cromwell so sehr am Herzen lag, zu regeln. Aber, — und hier zeigte sich das Selbstgefühl des emporstrebenden Selbstherrschers — er wollte sie nach seinem Belieben regeln, ohne Einmischung einer fremden Macht. Auch die Mithilfe der Schweizer war ihm unbequem. Er ließ ihnen durch de la Barde sagen, daß er die Waldenser schützen werde und daß er dies ganz gut allein tun könne. Er sandte den Generallieutenant von Montbrun, einen Protestanten, nach Piemont, damit er gemeinsam mit dem französischen Gesandten in Turin, Servient, einen Vergleich zwischen dem Herzog und den Waldensern zustande bringe. Die Absendung Montbruns war ein kluger Schachzug des Königs; denn Montbrun mußte als Hugenuotte bei den Waldensern Vertrauen erwecken, das sie dem französischen Gesandten nicht entgegenbringen konnten, von dem man wußte, daß er heimlich eine Freude an dem Ketzergericht gehabt hatte. Aber, so lautete die Instruktion Montbruns, alles mußte rasch erledigt sein, bevor die Schweizer, Engländer und Holländer sich drein mischen konnten.

Dem Herzog von Savoyen mußte diese Lösung der Frage als eine Rettung aus einer schwierigen Lage erscheinen. Dem Druck, den die allerchristlichste Majestät auf ihn ausübte, nachzugeben, vertrug sich mit seiner fürstlichen Ehre besser, als auf die schweizerischen und englischen Ketzer



zu hören. Mazarin hatte ihm ja tröstend geschrieben, die Unterdrückung der Protestanten sei kein Fehler, aber der Zeitpunkt sei recht ungeschickt gewählt.<sup>81)</sup> Der Herzog beeilte sich, den Wünschen seines mächtigen Veters nachzukommen. Die Unterhändler der Waldenser wurden eingeladen nach Pignerolo, einer festen Stadt am Ausgang der Waldensertäler, zu kommen, und hier wurden unter dem Vorsitz der französischen Gesandten Servient und Montbrun die Unterhandlungen eröffnet.

Während so die savoyische und französische Diplomatie rasch und mit Geschick operierten, konnte man das von ihren Gegnern nicht gerade behaupten. Der holländische und der neue englische Gesandte waren auf der Reise nach Basel, die offenbar etwas langsam vor sich ging. Ein zweiter englischer Gesandter saß ziemlich untätig und ratlos in Genf und spendete Almosen. Der dritte Vertreter Englands war in Zürich, Pell. Von raschem, gemeinsamem Handeln konnte da keine Rede sein. Fast ebenso schwerfällig bereitete sich die Aktion der protestantischen Schweizerstädte vor. Man braucht bloß die Instruktion zu lesen, welche Basel am 23. Juni 1655 seinem Gesandten auf die Tagsatzung nach Baden mitgab,<sup>82)</sup> wo die entscheidenden Beschlüsse über die Intervention in Savoyen gefaßt werden sollten, um einen Einblick zu tun in die jammervolle Ängstlichkeit der baslerischen Behörden dieser Zeit, die Bücklinge vor Frankreich, das Umsichschauern nach allen Seiten, ob ja niemand verletzt werden könnte, und vor allem das chronische Zugeschnürthalten des Staatsseckels. Da wird den baslerischen Tagherren befohlen, sie sollen nur anhören und sich *in terminis generalibus* zu aller Freundschaft und gutem Verständnis erbötig zeigen, aber auf keine *Specialia* kommen. Sie sollten sich in nichts Verbindliches einlassen und alles *ad referendum* nehmen, weil davon schlechter Nutzen und Vorteil zu gewärtigen sei. Man muß im Gegenteil fürchten, bei den katholischen Eidgenossen und bei andern Unwillen und Mißtrauen zu erwecken.

An der Tagsatzung stimmten Basel und Schaffhausen gegen eine Gesandtschaft aller vier Städte, und auch nach der Tagsatzung suchte Basel durch Schreiben an Zürich und Schaffhausen darauf zu dringen, daß nur Zürich und Bern Gesandte schicken sollten.<sup>83)</sup>

Aber am 30. Juni traf in Basel ein Eilbote von Zürich ein, Basel solle sofort seinen Gesandten nach Genf senden, die Zürcher seien schon unterwegs. Basel und Schaffhausen fügten sich. Basel schickte den Ratsherrn Benedikt Socin, Schaffhausen den J. J. Stockar. Während jeder der beiden Gesandten nur von einem Diener begleitet war, ließen sich die Berner und Zürcher Gesandten von einem ganzen Troß das Geleite geben, so daß schon äußerlich die widerwillige Teilnahme Basels und Schaffhausens zum Ausdruck kam. Der Gesandte von Zürich, Salomon Hirzel, war begleitet von vier Heren und drei Dienern, Herr Karl von Bonstetten, der Vertreter Berns, von fünf Herren und fünf Dienern. Das Haupt der Gesandtschaft war Salomon Hirzel als Vertreter des Vororts, der gewiegtste Diplomat unter allen unzweifelhaft Stockar. Er kannte genau das dubiose Terrain, auf dem die Schweizer in Piemont operieren mußten: «Il nous faut nous munir de magnanimité et de constance contre un parti tourbe et captieux. Je sais bien que l'Albion nous secondera bravement. Le bon Dieu nous veuille assister par son esprit», rief er seinen Genossen zu.<sup>84)</sup> Stockar verdanken wir auch eine ausführliche Darstellung der Gesandtschaftsreise und die Mitteilung der wichtigsten Aktenstücke.<sup>85)</sup>

Den Gesandten wurde folgende Instruktion mitgegeben: «Demnach durch die heilige Verhängnis des Allerhöchsten S. königl. Hoheit, des Herzogen in Savoyen, Evangelische Untertanen in den Thälern des Piemonts durch Gewalt der Waffen, unter verläumdendem Vorwand ihres Ungehorsames und Rebellion, ins Elend vertrieben worden, und bisher weder durch einfache Schreiben noch Schickung den Übergebliebenen nicht wiederum in ihr Vaterland zu sicherer und ruhiger Nießung ihrer alten Gnaden und Freiheiten, die Religion betreffend, geholfen worden, so haben die löbl. Evangelischen Orte der Eidgenossenschaft, aus herzlichem Mitleiden und höchster Begierde, diesen armen Leuten, als ihren lieben Glaubensgenossen, auch wiederum tröstlich aufzuhelfen sich entschlossen, in Gottes Namen durch Euch, die erwählten Herren Abgesandte, bei Hohermeldter S. königl. Hoheit die gebührenden Mittel versuchen zu lassen, durch welche sie wiederum möchten zum Besitz ihrer Häuser und Güter,

auch fernem ruhigem Genuß ihrer alten Gnaden und Freiheiten, die Religion betreffend, gelangen. Zu dem Ende habet Ihr allen vollkommenen Befehl und Gewalt, nach Anleitung der hievor schon an S. königl. Hoheit abgegangenen Schreiben und je nach Befund der Sachbeschaffenheit zu verfahren, und zwar diese evangelischen Thalleute, um des Geschäftes Facilitierung (Erleichterung) willen, zur Humilität gegen ihren Fürsten zu verleiden, demnach nicht so auf neue Traktate zu gehen, als dahin zu trachten, wie die alten ihnen bestätigt, erläutert, gehalten, und sie dessen genugsam versichert, auch, in Kraft derselben, wiederum in ihre alten Wohnungen, Häuser und Güter eingesetzt werden, zumal ihrer Religionsfreiheit und Übung ungehindert, sicher und ruhig nun hinfüro allzeit genießen mögen. Dieweil aber die evangelischen Thalleute selber Euch vertraulich eröffnen werden, was, ihrer Sicherheit halb, ihr endliches Absehen und Begehren sei, so habet Ihr Euch gänzlich darnach zu regulieren, *und die Traktate, soweit immer möglich, auch mit Zuziehung, wer von England, Holland oder der Evangelischen zu Trost und Erquickung zu verleiten, auch ohne ihre, der besagten Thalleute, Mitstimmung und Einwilligung überall nichts zu schließen,* als Ihr dann hierin, Eurer beiwohnenden Vorsicht nach diesen unserer armen Glaubensgenossen zum Besten, zu verfahren wohl wissen werdet.»

«Und dessen zum Gezeugnis ist dieser Brief mit Unserer getreuen, lieben, alten Eidgenossen der Stadt Zürich Insiegel, im Namen Unser Aller öffentlich bekräftigt worden; beschah Samstags den 30. Juni anno 1655.»

«Zu den Zürcher Gesandten, die am 12. Juli aufbrachen, stieß in Büren Benedikt Socin, in Murten die Berner Gesandtschaft. In Vevey wartete eine Deputation von Genf auf sie, bestehend aus den Herren Pictet, Leger und Turretini, welche den Schweizern genauen Aufschluß gaben über die Sachlage in Piemont. Von Vevey ging die Reise ins Wallis und sollte über den großen St. Bernhard fortgesetzt werden. In Aigle brachte ihnen ein savoyischer Kurier einen Brief des Herzogs. Darin stand, der Herzog lasse die Gesandten bitten, nicht nach Turin zu kommen, er habe die Vermittlung in der Waldenserangelegenheit dem König von

Frankreich übergeben, und dieser dulde nicht, daß sich andere darein mischten. Die Schweizer ließen sich aber nicht abschrecken, sie schickten das Schreiben des Herzogs an ihre Oberen und setzten die Reise fort. Nach einem gefahrvollen Ritt über den St. Bernhard erreichten sie am 20. Juli Aosta und gelangten über Ivrea und Chivasso am 24. Juli nach Turin. Die Gesandten und der Gesandtschaftssekretär, Andreas Schmidt von Zürich, nahmen in einem Privathaus Wohnung. Das Gefolge und die Dienerschaft fand im Gasthof zur «Rose» Unterkunft.

In Turin war man auf die schweizerische Gesandtschaft schon durch den Major Wyß, der direkt von der Badener Tagsatzung nach Piemont zurückgereist war, vorbereitet und hatte vergeblich versucht, ihre Reise zu unterbrechen. Jetzt mußte man sich wohl oder übel mit ihr abfinden und verbarg den Ärger und den Haß unter der Maske der Höflichkeit und Freundlichkeit. Den Verkehr zwischen den Eidgenossen und dem Hof, der in Rivoli residierte, vermittelte der Baron von Gressy, savoyischer Gesandter bei der Eidgenossenschaft. Am 28. Juli fand die erste Audienz beim Herzog statt in Gegenwart von dessen Oheim, dem Prinzen Moritz und dem ganzen glänzenden Hofstaat. Der Fürst gab jedem der vier Gesandten die Hand und sprach einige Worte der Begrüßung, wobei er das Haupt entblößt hatte, dann setzte er den Hut wieder auf. Darauf hielt Hirzel eine deutsche Begrüßungsrede unbedeckten Hauptes, und als sie beendet war, setzte er den Hut wieder auf. Der Zeremonienmeister bedeutete Hirzel, er solle das Haupt unbedeckt lassen, solange er vor dem Herzog stehe. Hirzel aber gab zur Antwort, das sei in seiner Heimat nicht der Brauch, und behielt den Hut auf dem Kopf. Die entsetzten savoyischen Hofleute sollten gleich von Anfang an wissen, mit wem sie es zu tun hatten. Nach der Begrüßung übergab Hirzel seine Kreditiv und ein in französischer Sprache abgefaßtes Memorandum.<sup>86)</sup> Das Schreiben enthielt nochmals die Versicherung, daß die Waldenser nicht die Eidgenossen zu Hilfe gerufen hätten, sich also nicht des Landverrates schuldig gemacht hätten. Der Herzog wurde gebeten, den Waldensern zu erlauben, in ihre alten Wohnsitze zurückzukehren, sie für

die erlittenen Verluste an Hab und Gut zu entschädigen, ihre alten Freiheiten wieder zu bestätigen, die Gefangenen freizugeben und allgemeine Amnestie zu gewähren. Ferner wurde um die Erlaubnis gebeten, die Waldenser in ihrem befestigten Lager besuchen zu dürfen.

Der Herzog versprach, bald zu antworten und ließ den Gesandten ein prächtiges Mahl richten. Bei dieser Gelegenheit sahen sie auch «das Frauenzimmer», d. h. die junge Herzogin. Um in der Zwischenzeit, d. h. bis die Antwort des Herzogs fertig war, die Gäste zu unterhalten, führte man sie aber nicht zu Lustbarkeiten, wie vor einiger Zeit den englischen Gesandten Morland, sondern man zeigte ihnen die Citadelle von Turin mit ihren Bollwerken und Kasematten, indem man offenbar dachte, das imponiere Leuten, die den Hut vor dem Herzog auf dem Kopf behalten, mehr als Tanzsäle und Lustgärten. Am 30. Juli traf das Antwortschreiben des Herzogs ein.<sup>87)</sup> Es war in durchaus würdigem Ton gehalten. Die Missetaten des Hofes waren natürlich beschönigt und als gerechte Exekution hingestellt, dagegen wurde nicht ganz mit Unrecht auf einige schwache Punkte in der Stellung der intervenierenden Eidgenossen gedeutet: daß sie ihre Beurteilung der Angelegenheit nur auf Berichte stützten, die direkt oder indirekt von den Waldensern herrührten, also doch einseitig seien; daß savoyische Untertanen im Gebiet der protestantischen Schweiz mißhandelt und Schmähchriften gegen den Herzog verbreitet worden seien, ohne daß die Regierungen eingriffen. Es war auch nachgewiesen, daß das Gebiet, aus welchem die Waldenser ausgewiesen worden waren, Domänialgut und Eigentum der Herzoginmutter sei, über das der Herzog nicht nur als Landesherr, sondern als Privateigentümer verfügen könne. Die Unterhandlung mit den Waldensern habe der Herzog vollständig dem französischen Gesandten überlassen. Von einer Reise in das Gebiet der Rebellen rate er ab, so lange nicht Waffenstillstand sei.

Die schweizerischen Gesandten wiederholten ihre Bitte, zu den Waldensern reisen zu dürfen und bekamen bald den Bescheid, Madame Royale, d. h. die Herzoginmutter erlaube die Reise, Herr von Gressy werde sie begleiten. Als die

Gesandten am 2. August nach Pignerolo kamen, war die Situation folgende: In Pignerolo selbst waren die Unterhändler der Waldenser, die Geistlichen Lepreux, Leger und Michel; als Vertreter des Herzogs der Patrimonialadvokat Trucchi und Baron von Gressy; als Vertreter Frankreichs de Servient, der ordentliche Gesandte am Turiner Hof, und Montbrun; in der Nähe von Pignerolo am Berg Agrogna stand das kleine Heer der Waldenser in wohlbefestigtem Lager. Während ihres Aufenthaltes in Pignerolo waren die Schweizer häufig die Gäste des französischen Platzkommandanten de la Bretonnière. Von einem Gelage mit den französischen Offizieren erzählt Stockar: «Abends haben wir bei Herrn de la Bretonnière zu Nacht gegessen und gar stark getrunken. Besonders hat Herr de la Petiteville den Gesandten von Zürich gar mit Liebe überschüttet.»<sup>88)</sup>

Weniger erbaut war Servient über das Eintreffen der Schweizer. Er hatte die waldensischen Unterhändler dahin gebracht, in folgende Bedingungen zu willigen: Die drei Täler, aus welchen sie vertrieben worden sind, Lucerna, Perosa und San Martino bleiben ihnen verboten. Dagegen sollen sie in den Gebieten, wo sie jetzt sind, die alten Freiheiten genießen, auch wird ihnen für 3 Jahre Steuerfreiheit bewilligt als Entschädigung für den Verlust ihrer Güter in dem verbotenen Gebiet. Ferner wird eine allgemeine Amnestie mit wenig Ausnahmen und Austausch der Gefangenen vorgesehen. Allerdings waren diese Bedingungen nur von den drei Unterhändlern und nicht von den Waldensern selbst angenommen worden<sup>89)</sup>

Die Ankunft der Schweizer erweckte natürlich in den Waldensern neue Hoffnungen, sodaß sie weitere Forderungen stellten. Sie verlangten drei Städte in dem verbotenen Gebiet, welche als Marktflecken für ihre Gewerbetreibenden wichtig waren, La Tour, St. Jean und Lucerna, und da in La Tour eine Festung war, Schleifung derselben. Die Schweizer machten diese Forderung zu der ihrigen, und um diese drei Positionen drehte sich nun der Kampf zwischen den Franzosen und Savoyern einerseits, und den Waldensern und Schweizern andererseits. Auf beiden Seiten wandte man bald Drohungen, bald Bitten und freundliches Zureden

an. Einmal erklärten die eidgenössischen Gesandten, sie würden sofort abreisen, andererseits behauptete Servient, er fühle sich durch die Forderungen der Gesandten beschimpft und werde überhaupt nichts mehr zugunsten der Waldenser tun. Endlich gab der Turiner Hof nach, die drei geforderten Städte wurden bewilligt, nicht aber die Schleifung der Festung La Tour. Dagegen wurde die Steuerfreiheit auf 5 Jahre ausgedehnt. Am 14. August wurden die Friedensbedingungen schriftlich aufgesetzt, sie erhielten aber nicht die Form eines Vertrages zwischen gleichberechtigten Parteien, sondern diejenige eines Gnadenpatentes, welches der Herzog seinen aufrührerischen Untertanen bewilligte.<sup>90)</sup>

Nun trat aber eine neue Schwierigkeit ein. Die Waldenser und die Schweizer forderten, daß in dem Friedensinstrument die Gesandten der protestantischen Kantone als Friedensvermittler aufgeführt würden. Die Waldenser stellten die Forderung im Interesse ihrer Sicherheit; denn die Garantierung des Vertrages durch die Schweizer war eine zuverlässigere Bürgschaft als die Zusicherungen des allerchristlichsten Königs. Für die Schweizer kam außer dieser sachlich klugen Erwägung auch noch das Moment der Ehre dazu; denn das Totschweigen ihrer diplomatischen Mission mußte sie in den Augen aller Beteiligten herabsetzen. Der französische Gesandte sträubte sich mit aller Macht dagegen. Umsonst hielt ihm Salomon Hirzel vor, die Schweizer hätten doch tatsächlich auf die Unterhandlungen eingewirkt, und wenn der französische Gesandte die Abänderungsvorschläge, die sie gemacht, akzeptiert hätte, so sei es doch keine Beleidigung für Frankreich, diese Tätigkeit der Schweizer auch formell anzuerkennen. Servient hielt ihm darauf vor, die protestantischen Kantone hätten ja selbst den König ersucht, sich der Waldenser anzunehmen, sie seien also mit sich selbst im Widerspruch. Nie und nimmer werde sein Herr dulden, daß ein anderer außer ihm als Friedensvermittler in dem Patente genannt werde. Er wiederholte seine Drohung, das ganze Vermittlungswerk im Stiche zu lassen. Es blieb den Schweizern nichts übrig als nachzugeben, sie ließen sich aber von

Servient ein Zeugnis ausstellen, daß sie nur der Notwendigkeit gehorchten, indem sie ihre Forderung fallen ließen. Es war in aller Form eine diplomatische Niederlage, welche die Schweizer Gesandten erlitten, aber nicht *sie* waren schuld daran, sondern die Verhältnisse, und es hat sie in der Heimat auch niemand darum gescholten.<sup>91)</sup>

Während sich die Gesandten noch in Pignerolo mit Servient herumzankten, war der Inhalt des Friedenspatentes bei den Waldensern bekannt geworden und dort mit großem Unwillen aufgenommen worden. Die Waldenser, die noch in Waffen standen, und nicht wie ihre Unterhändler Einsicht in die allgemein politischen Verhältnisse hatten, wollten von einem Gnadenerlaß nichts wissen, sondern verlangten einen Vertrag, wie er zwischen zwei Krieg führenden Parteien abgeschlossen zu werden pflegt. Sie wußten von ihren Genfer Freunden, daß im fernen England ein mächtiger Beschützer ihre Sache zur seinen gemacht hatte. Sie wußten, daß ein englischer und holländischer Gesandter unterwegs waren, und daß das protestantische Europa ihretwegen in Aufregung war; Boten gingen nach Genf, das nach ihrer Auffassung klägliche Ergebnis der Unterhandlungen zu melden. Die Waldenserfreunde Leger und Turretini wandten sich an die protestantischen Orte, daß die Verhandlungen wieder aufgenommen und erst nach Eintreffen des englischen Spezialgesandten abgeschlossen werden sollten. Als die schweizerischen Gesandten am 25. August nach Turin kamen, fanden sie dort Schreiben von ihren Oberen und von Morland vor, welche Aufschub der Verhandlungen bis zum Eintreffen Downings verlangten<sup>92)</sup>. Aber es war schon zu spät. Am 20. August war das Patent vom Herzog, und am 24. von den waldensischen Unterhändlern unterzeichnet worden. Ein formelles Recht zur Einsprache hatten die Schweizer so wie so nicht, nachdem sie im Vertrag nicht einmal erwähnt worden waren. Sie blieben aber noch einige Zeit in Turin und versuchten durch direkte Unterhandlungen mit dem Hof noch etwas bessere Bedingungen für die Waldenser zu erlangen.

Es waren noch vier Forderungen, deren Aufnahme in den Vertrag die waldensischen Unterhändler nicht hatten



durchsetzen können. Unter diesen war die wichtigste die Schleifung der Festung La Tour. Sie gehörte der Herzogin-Mutter, und es gelang den Gesandten, eine Audienz bei der hohen Dame zu erreichen. Am 4. September trugen sie der Madame Royale ihre Wünsche vor und erhielten wenigstens das Versprechen, die Festung solle geschleift, aber an anderer Stelle eine neue gebaut werden. Da La Tour eine Stadt der Waldenser war, wurden sie durch diese Zusicherung, wenn sie wirklich gehalten wurde, von der ständigen Bedrohung durch eine herzogliche Besatzung befreit. Nachdem die Gesandten auch dem Herzog das Gesuch um Schleifung der Festung noch schriftlich eingehändigt und vom französischen Gesandten beruhigende Zusicherungen erhalten hatten, reisten sie am 10. September von Turin ab.

Der Vertrag von Pignerolo war, vom protestantischen Standpunkt aus betrachtet, kein diplomatisches Meisterstück, und er ist, wie im Folgenden dargetan wird, von dieser Seite aus heftig angegriffen worden. Aber den schweizerischen Gesandten so wenig, als ihren Regierungen darf ein Vorwurf gemacht werden. Nachdem Frankreich, dessen Intervention die protestantischen Orte selbst nachgesucht hatten, und mit dem sie sich nicht überwerfen wollten, sein Machtwort gesprochen hatte, war jedes entscheidende Eingreifen von vornherein ausgeschlossen. *Wenn man sich in die inneren Verhältnisse eines Nachbarstaates einmischen will, muß man nicht nur von gutem Willen beseelt sein, sondern vor allem die Macht haben, den diplomatischen Forderungen, wenn nötig, Nachdruck zu verleihen. Woher sollten aber die protestantischen Orte, die am Vorabend eines Krieges mit der katholischen Schweiz standen, und in dieser Frage unter sich selbst uneins waren, die Macht nehmen, Savoyen oder gar Frankreich entgegenzutreten, in dessen Händen die wichtigsten piemontesischen Festungen lagen?* Nachdem die waldensischen Unterhändler selbst zum Frieden um jeden Preis drängten und einen demütigenden Vergleich der völligen Vernichtung ihres Volkes vorzogen, was hatten die Schweizer da noch zu fordern, wo ihre Anwesenheit nur aus Höflichkeitsrücksichten geduldet war?

Sie hätten sich auch ruhig über die Vorwürfe, die ihnen wirklich gemacht wurden, hinwegsetzen können, wenn diese nicht von einer Seite gekommen wären, von der sie bisher nur Freundschaftsversicherungen und Bündnisanträge gewohnt waren, von England. Als der englische Gesandte Morland, der in Genf wohnte, von dem Abschluß des Vertrages hörte, schrieb er sogleich an Pell<sup>93)</sup>, er solle von den protestantischen Orten verlangen, daß ihre Gesandten mit dem Abschluß des Vertrages warteten, bis Downing eingetroffen sei. Pell tat sofort die nötigen Schritte bei dem Zürcher geheimen Rat, und es ging am 17. August ein Schreiben an die Gesandten ab, in welchem sie aufgefordert wurden, auf Downing und van Ommern zu warten, und diese Weisung wurde motiviert mit den Worten: «Wir haben albereits billiche ursach sorgfältig zu seyn das in dem geschefft der Herr Protektor zu Engelland keinen Verdruß empfahe, wyl derselbig sich nit allein dessen, sondern auch des gemeinen evangelischen Wesens so getrűwlich annehmen thut, darüber Ihr auch euer vernunfftige und fürsichtige reflexionen machen und űch yfrig angelegen syn lassen werdend, das ihme von uns nacher alle gebührende Satisfaction widerfahre.»<sup>94)</sup>

Morland wandte sich auch direkt an die Gesandten in Turin und verlangte, daß sie die Ratifikation des Vertrages um jeden Preis verhinderten; denn wenn der neue englische Gesandte nach Piemont komme, so würden viel bessere Bedingungen für die Waldenser zu erhalten sein.

Beide Schreiben kamen, wie wir sahen, zu spät. Gegenüber ihren Oberen rechtfertigten sich die Gesandten damit, der französische Ambassador habe den raschen Abschluß erzwungen, und die Unterhändler der Waldenser hätten den Frieden vor dem Einbruch des Winters gewünscht. An Morland aber schrieben sie, es sei unmöglich, den Abschluß des Vertrages wieder rückgängig zu machen. Wenn Herr Morland den Waldensern bessere Cautelen zum Schutze ihrer Religionsfreiheit verschaffen könne, sei ihm dies unbenommen, überhaupt sei die Aktionsfreiheit des Protektors durch den Vertrag von Pignerolo nicht gehemmt. Herr Morland solle diese Gründe seinem Herrn klar legen, damit

er die Schweizer Gesandten nicht der Ubereilung oder Saumseligkeit beschuldige<sup>95</sup>).

Morland erging sich nun in seinen Briefen an Pell und Thurloe in den heftigsten Ausdrücken gegen die Schweizer Gesandten, denen er Ungeschicklichkeit und Feigheit vorwarf, was sich etwas seltsam ausnahm angesichts der kläglichen Rolle, die er selbst einige Monate vorher in Turin gespielt hatte. Zu Morlands Entschuldigung darf aber nicht verschwiegen werden, daß Morland von Stockar Mitteilungen über die Vorgänge in Pignerolo erhielt, welche ihn in seinem ungünstigen Urteil über die Schweizer bestärken mußten. Stockar war nämlich nicht mit den übrigen Gesandten aus Piemont heimgekehrt, sondern nach Genf gereist und entschuldigte sich dort gegenüber Morland und den Genfern Theologen, daß man in Pignerolo nicht mehr erreicht habe. Er erklärte, er sei an dem Vertrag unschuldig, mißbillige ihn und werde an der Tagsatzung zu Aarau dagegen protestieren. Er sagte, daß Hirzel allein schuld sei an den ungünstigen Bedingungen, welche die Waldenser erhielten, und er darüber zu Rechenschaft gezogen werde<sup>96</sup>). Wir irren wohl nicht, wenn wir dieses unschöne Benehmen Stockars gegen seine Kollegen aus reiner Liebedienerei gegenüber England erklären. Auch mag eine persönliche Feindschaft gegen Hirzel, der mit Pell gut stand, mitgewirkt haben; wir erinnern an die Stelle, wo Stockar in seinem Bericht erzählt, der französische Kommandant von Pignerolo habe Hirzel bei einer Schmauserei auffallend mit Liebenswürdigkeiten überhäuft.

Es bedurfte aber keiner besonderen Aufreizungen von seiten Morlands mehr, um in London eine große Verstimmung gegen die Schweizer herbeizuführen. Cromwell erkannte natürlich gleich den wahren Wert dieses sogenannten Vertrages von Pignerolo, der als Gnadenerlaß jederzeit vom Herzog widerrufen werden konnte, sobald der äußere Druck, unter dem der Herzog ihn bewilligt, nicht mehr vorhanden war und sobald der einzige Garant des Vertrages, Frankreich, sich nicht mehr um das Schicksal der Waldenser kümmerte. Da es kein Geheimnis war, daß Frankreich nur den Augenblicksbedürfnissen der Politik

nachgebend, d. h. weil es das Bündnis mit England brauchte, in Piemont eingeschritten war, konnte man sich vorstellen, wie groß der Eifer Frankreichs für die Waldenser sein werde, wenn einmal ein anderer politischer Wind in Europa wehte. Ein wirksamer Schutz für das unglückliche Volk war nur von den protestantischen Orten zu erwarten, und diese hatten die Waldenser sozusagen preisgegeben.

Noch empfindlicher verletzt als das protestantische Bewußtsein des Protektors war die englische Eitelkeit durch den raschen Abschluß des Vertrages. Der Protektor hatte sich den Plan zu einer imposanten gesamtprotestantischen Demonstration in Turin so schön zurechtgelegt; nicht weniger als drei englische Gesandte befanden sich auf Schweizerboden, denn Downing war unterdessen in Basel eingetroffen; auch Holland hatte man ins Treffen geschickt, und nun hatte die schweizerische Gesandtschaft den ganzen Apparat der englischen Diplomatie illusorisch gemacht. Sie hatte nicht nur die Forderungen, welche England an den Vertrag mit Savoyen stellte, nicht durchgesetzt, sondern auch formell die Mitwirkung des englischen Gesandten, welche ausdrücklich und wiederholt gefordert worden war, ignoriert. *Man konnte sich in London die Sache nicht anders erklären, als daß man annahm, die schweizerischen Gesandten seien von Frankreich bestochen worden*, und gab dies auch dem französischen Gesandten in London, Bordeaux, zu verstehen.<sup>97)</sup>

An Pell ging eine neue Instruktion ab, er sollte 1) nach Bern gehen und sich dort über den Vertrag von Pignerolo beschweren, 2) zu verstehen geben, daß ein englischer und holländischer Spezialgesandter unterwegs gewesen seien, und daß, wenn man diese erwartet hätte, den Schweizer Gesandten die Schande erspart geblieben wäre, im Vertrag nicht einmal aufgeführt zu sein, 3) fragen, ob man die Gesandten mit neuen Instruktionen nach Turin senden wolle, 4) den Schweizern sagen, sie hätten das formelle Recht, den Vertrag nicht anzuerkennen, da sie ihn nicht unterzeichnet hätten und da La Tour noch nicht geschleift worden sei, 5) zu erklären, daß, wenn der Vertrag von Pignerolo nicht zu Gunsten der Waldenser abgeändert

werde, in Zukunft jeder katholische Fürst seine protestantischen Untertanen massakrieren könne, 6) noch einmal versichern, Cromwell werde das Bündnis mit Frankreich nicht unterzeichnen, bevor die Zukunft der Waldenser gesichert sei.<sup>98)</sup>

In diesem Zeitpunkt der beginnenden Entzweiung zwischen England und den Schweizern hat sich nun Pell als durchaus geschickten Diplomaten und vortrefflichen Menschen ausgewiesen. Er hat mit dem Rat in Zürich unterhandelt und sich alle Akten, welche auf die Turiner Gesandtschaft Bezug hatten, geben lassen. Dann hat er eine Kopie der Instruktion, welche den Gesandten mitgegeben worden war, und eine Kopie des Expreßschreibens der vier Orte an die Gesandten, vom 17. August, das aber zu spät kam, nach London geschickt. Aus diesen Schreiben konnte Cromwell sehen, daß die vier Städte alle Rücksicht auf ihn genommen hatten und ihren Gesandten dringend empfohlen hatten, ohne den englischen Spezialgesandten keinen Vertrag zu schließen. Die verletzte englische Eitelkeit hatte also Genugtuung.

Aber auch bezüglich der materiellen Seite der Sache wurde man durch Pells Berichte besser aufgeklärt; man wußte nun, daß die Hauptschuld Frankreich treffe, und daß die innere politische Lage der Schweiz die Zurückhaltung und Ohnmacht der protestantischen Städte entschuldige.

Pell bekam eine neue Instruktion.<sup>99)</sup> Er sollte mit Downing, Morland und van Ommern, der unterdessen auch in Basel angelangt war, eine Zusammenkunft in Basel, Bern oder Genf abhalten, um zu beraten, wie man ferner den Waldensern helfen könne, dann sollte Downing nach London zurückkehren, um dem Protektor Bericht zu erstatten. Morland und Pell sollten in Genf bleiben und den Waldensern die in England für sie gesammelten Gelder austeilen. Wenn die Verteilung beendet sei, solle Morland auch nach England zurückkehren, Pell aber wieder nach Zürich übersiedeln. In Bezug auf das Verhalten des englischen Gesandten gegenüber den protestantischen Orten schrieb ihnen der Staatssekretär Thurloe: « Was die Schweizer jetzt noch vorbringen, dient nur zur Beschönigung ihrer Handlungs-

weise in Piemont. Sie haben dabei offen gestanden wenig Freundschaft für England und wenig Eifer für die protestantische Sache gezeigt; trotzdem müssen Sie mit ihnen gute Freundschaft halten und in Verbindung mit ihnen bleiben.»<sup>100)</sup>

Wenn Cromwell die Handlungsweise der Schweizer in etwas milderem Lichte betrachtete, so war dabei in letzter Linie das gleiche Moment ausschlaggebend, das ihr Vorgehen erklärte: Politische Gründe überwogen die religiösen in London und Zürich. Aus Rücksicht, um nicht zu sagen aus Furcht vor Frankreich gaben die protestantischen Schweizer ihre Glaubensbrüder in Piemont zur Hälfte preis. Auch die Cromwellische Staatskunst ging um diese Zeit den gleichen Weg. Als im Herbst 1655 die englische Flotte vor San Domingo eine Niederlage durch die Spanier erlitt, wurde der Anschluß an Frankreich für England zur Notwendigkeit. Am 24. Oktober wurde das Freundschaftsbündnis zwischen England und Frankreich unterzeichnet, vier Wochen nachdem man den Schweizern versichert hatte, Cromwell werde den Vertrag mit Frankreich niemals unterzeichnen, wenn die Waldenser nicht vom savoyischen Joch befreit seien.

#### **IV. Die Haltung Englands während des ersten Villmergerkrieges.**

Es braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß die Anwesenheit eines englischen Residenten in Zürich von den katholischen Orten nur ungern gesehen wurde. Offiziell konnten sie wohl kaum Einspruch erheben, da das Staatenbundesrecht, welches im XVII. Jahrhundert in der Eidgenossenschaft tatsächlich zur Anwendung kam, Sonderbündnisse mit auswärtigen Mächten erlaubte. Wenn der päpstliche Nuntius und der savoyische Gesandte in der Schweiz amtierten als Vertreter von Mächten, die nur mit den katholischen Orten verbündet waren, so mußte man sich auch den nur bei den protestantischen Ständen akkreditierten englischen Residenten gefallen lassen. Die Sympathien der katholischen Orte waren auf der Seite der

Stuarts, und man schenkte dort gern stuartischen Agenten, welche offen oder heimlich Pell entgegenarbeiteten, Gehör. Als einziges Beispiel hierfür mag ein Brief dienen, den der Guardian der Solothurner Kapuziner, Pater Columban aus der Luzerner Familie Sonnenberg an einen befreundeten Arzt in Zürich schrieb<sup>101)</sup>: «Ich höre, daß in Zürich ein englischer Gesandter residiert, um ein Bündnis zwischen England und den unkatholischen Orten zustande zu bringen. Mir scheint, so weise Herren wie ihr, sollten daran denken, was die Engländer ihrem König angetan haben. Du solltest Dich eher bemühen, Deine Landsleute wieder in den Schoß der heiligen Kirche zu führen. Ich gestehe, daß die Rückerstattung der geistlichen Güter ein großes Hindernis ist, aber seine Heiligkeit wird geruhen, große Mäßigkeit zu zeigen . . . Was aber die Engländer anbelangt, so kannst Du sicher sein, daß, sobald Frankreich und Spanien versöhnt sind, sie ihre Kräfte vereinigen werden, um die Schmach zu rächen, die sie ihrem Verwandten und Verbündeten (Karl I.) angetan haben.»

Mit Ängstlichkeit beobachtete man auch in den inneren Kantonen das Eingreifen Englands zu Gunsten der Waldenser. Man schenkte dort den Gerüchten Glauben, welche meldeten, Cromwell wolle Krieg gegen Savoyen führen; denn die katholischen Orte waren in diesem Falle verpflichtet, dem Herzog mit 4000 Mann zu Hilfe zu ziehen<sup>102)</sup>, und zwar in einem Zeitpunkt, wo jeden Augenblick der Krieg mit Zürich ausbrechen konnte.

Als Bürgermeister Waser am 31. Juli 1655 von der allgemeinen Tagsatzung in Baden nach Zürich zurückkehrte, erzählte er dem englischen Gesandten, die katholischen Orte hätten Angst, England werde Savoyen den Krieg erklären. Sie wären durch ein Sonderbündnis verpflichtet, dem Herzog 4—5000 Mann zu Hilfe zu schicken, wenn er es verlange, könnten aber ihr Versprechen nicht halten. Denn ihre kriegslustige Mannschaft sei in französischen Diensten und die übrigen wollten lieber zu Haus bleiben, als dem Herzog von Savoyen zu Hilfe eilen, der ein schlechter Zahler sei.<sup>103)</sup>

Die katholischen Orte wußten auch, daß die protestan-

tischen Miteidgenossen ihren Truppen den Weg verlegen würden, sobald sie dem Herzog zu Hilfe ziehen wollten. Ein Krieg gegen Savoyen von irgend einer protestantischen Macht geführt, wäre den katholischen Orten höchst fatal gewesen.<sup>104)</sup> Darum hatten sie sich auch bereit erklärt, an der Vermittlungsgesandtschaft teilzunehmen, was aber von den Protestanten abgelehnt wurde.

Die Entwicklung des Haders zwischen den beiden Glaubensparteien während des Sommers 1655 wurde in England mit dem gleichen Interesse verfolgt wie die Waldenserangelegenheit. Cromwell wollte von allem unterrichtet sein, über die Ursachen des Zwistes, die beidseitigen Kräfte, die Bundesgenossen der Katholischen; er verlangte sogar Abschriften der Sonderverträge, welche die Katholischen mit dem Papst, Savoyen, Spanien und dem Bischof von Basel abgeschlossen. Er hatte auch in seinem Schreiben an die protestantischen Orte, das Pell der Aarauer Konferenz am 23. Juni 1654 überbrachte, versprochen, daß er sich ihrer annehmen werde, wenn sie von katholischen Staaten angegriffen würden. In den Unterredungen, die Pell mit den Zürcher Staatsmännern wegen des Krieges mit Savoyen hatte, war mit Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß der Krieg mit den katholischen Orten nicht mehr zu vermeiden sei, daß man sich vor einem solchen nicht fürchte, denn Mannschaft und Waffen wären genug vorhanden. Nur an Geld fehle es in der protestantischen, wie in der katholischen Schweiz, auch das hatte Waser dem englischen Gesandten deutlich auseinandergesetzt.<sup>105)</sup>

Es war natürlich, daß die protestantischen Städte das, was ihnen zum Kriegführen fehlte, bei denen suchten, welche ihnen ihre Bundesgenossenschaft wiederholt angeboten hatten, bei den Engländern. Waser arbeitete im Spätsommer 1655 ein Memoriale für den Protektor aus, welches den Abschluß eines Subsidienvertrages zwischen England und der protestantischen Schweiz vorschlug, deren Inhalt folgendermaßen lautet:<sup>106)</sup> England kann, falls die protestantischen Orte angegriffen werden, wegen der großen Entfernung ihnen keine tätliche Hilfe leisten. Dagegen kann es die protestantische Sache durch ein anderes Mittel unterstützen, wenn es eine bestimmte



Summe Geldes für den Kriegsfall in der protestantischen Schweiz deponiert, die nur gebraucht werden darf mit Wissen und Willen Englands. Solche *Deposita* haben auch andere Staaten in den Schweizerstädten. Straßburg hat bei Zürich und Bern eine Summe deponiert «auf gemeinsame Noth». Ebenso hat Venedig bei Zürich und Bern das Geld zur Ausrüstung von einigen Tausend Mann deponiert, mit dem erst kürzlich 2200 Mann, die in venezianische Dienste gingen, ausgerüstet wurden. Mit Geld ist den evangelischen Schweizern am meisten gedient, weil ihr Haupteinkommen in Wein und Früchten besteht, welche aber oft so reichlich geraten, daß wenig damit verdient wird.

Dieses Memorandum wurde dem englischen Gesandten im September übergeben; bevor es aber nach London abgehen konnte, trat jene Spannung zwischen Cromwell und den Schweizern wegen der Waldenserfrage ein, und es blieb zunächst in Zürich. Als der Krieg mit den Katholischen immer näher rückte, nahmen Zürich und Bern die Unterhandlungen wegen englischer Subsidien wieder auf. Da um diese Zeit außer Pell noch zwei weitere englische Gesandte, Dowing und Morland, und ein Vertreter Hollands, Herr van Ommern, auf Schweizerboden weilten, um die Angelegenheiten der Waldenser noch zu ordnen, wollte man die Gelegenheit benutzen, um durch persönliche Verhandlungen mit den fremden Gesandten etwas zu erreichen. Die Gesandten wurden von Zürich zu einer Konferenz eingeladen, in welcher der Vertrag von Pignerolo und die Lage der protestantischen Schweiz besprochen werden sollten. In London und im Haag hatte man Basel als den geeignetsten Ort, eine solche Konferenz abzuhalten, betrachtet. Zürich riet von dieser Stadt ab; es hatte, so erzählten die Zürcher dem Pell, Basel auf den Zahn gefühlt, ob es sich etwas tiefer in eine Aktion gegen Savoyen und die katholischen Orte einlassen werde. Basel hatte geantwortet, daß die Teilnahme an der savoyischen Gesandtschaft das Äußerste sei, was es in dieser Angelegenheit tun könne; darum schien Basel kein geeigneter Ort, um daselbst Beratungen über den bevorstehenden Krieg zu pflegen.<sup>107</sup>) Pell selbst riet dem englischen Staatssekretär dringend von Basel ab, da die Stadt

voll französischer, österreichischer und pfälzischer Sympathien sei, englische Gesandte dort nur mit großer Gefahr wohnen könnten und ihre Begleiter allen Insulten ausgesetzt wären.<sup>108)</sup>

Auf Vorschlag Berns wurde Payerne als Ort der Zusammenkunft bestimmt und hier fanden sich am 10. bis 14. Oktober zusammen: Pell, van Ommern und die Gesandten aller protestantischen Orte und Zugewandten, mit Ausnahme von Graubünden und Genf. Den Bündnern war es zu weit und die Genfer getrauten sich nicht, an einer allgemein protestantischen Konferenz teilzunehmen aus Furcht vor dem König von Frankreich, ihrem Protektor.<sup>109)</sup>

Am ersten Konferenztag, dem 11. Oktober, fand der feierliche Empfang des holländischen Gesandten statt, der eine Begrüßungsrede in lateinischer Sprache hielt und diese Rede auch schriftlich überreichte zugleich mit seinem Creditiv. Der Inhalt der Rede bezog sich auf die Mission Stockars im Haag und die Waldenser. Am 12. Oktober wurde von einer schweizerischen Deputation dem holländischen Gesandten ein Gegenbesuch gemacht und ihm ein Antwortschreiben an seine Regierung übergeben. Die geschäftlichen Verhandlungen der beiden ersten Konferenztage bezogen sich auf die Waldenserangelegenheit. Am dritten Tage folgten die Beratungen über den bevorstehenden Krieg mit den katholischen Orten. Den fremden Gesandten wurde auseinandergesetzt, wie seit 25 Jahren die katholischen Orte in den gemeinsamen Herrschaften die evangelischen Untertanen bedrängen, und da ihre Landvögte die Verwaltung eine größere Anzahl von Jahren inne haben, als die der evangelischen Orte, ein Übergewicht besitzen, welchem die evangelischen Orte nur mit großer Anstrengung das Gegengewicht halten. Nachdem die katholischen Orte mit dem Papst und dem König von Spanien einen Bund geschlossen, bedrohen sie auch die protestantischen Orte selbst, sodaß diese sich genötigt sehen, England und die Niederlande um Unterstützung zu bitten. Insbesondere wird England ersucht, bei einem Friedensschluß mit Spanien dahin zu wirken, daß der Bund Spaniens mit den katholischen Orten, sofern er die protestantische Schweiz bedrohe, ungiltig sei. Das Gesuch um finanzielle Unterstützung

soll beiden Gesandten durch eine besondere Deputation von vier Tagherren mitgeteilt werden.

Am 14. Oktober kamen die vier Tagherren, aus jeder der vier Städte einer, zu Pell und erklärten, die protestantischen Orte seien nicht imstande, ohne finanzielle Mithilfe Englands und Hollands den Krieg mit Nachdruck zu führen. England könne diese Mittel in Form eines Darlehens oder eines Depositums gewähren. Pell antwortete, er habe noch keine Instruktion von Cromwell, diese Hilfe zuzusagen, wolle aber sofort die nötigen Schritte tun, wenn er den mündlichen Vertrag der Herren schriftlich zugestellt erhalten. In gleicher Weise verlief die Unterredung der vier Deputierten mit van Ommern.

In England hatte man zunächst gar keine Eile, den schweizerischen Wünschen zu entsprechen. Man war dort der Ansicht, daß die Schweizer durch tatkräftiges Einschreiten in Piemont einen Krieg mit ihren katholischen Miteidgenossen unmöglich gemacht hätten. Man konnte darauf hinweisen, daß England, indem es Spanien bekriege, dieses abhalte, den katholischen Schweizern Truppen zu schicken, also indirekt die protestantischen Schweizer auch unterstütze. Man hielt auch die Gefahr nicht für drohend, da man wußte, daß noch Unterhandlungen zwischen den streitenden Parteien in Baden stattfanden und daß Bern dem Krieg abgeneigt sei. Endlich hielt man das Gesuch um Geld für zu allgemein gehalten und wünschte präzis formulierte Vorschläge. Man vergalt, um es kurz zu sagen, die Lauheit, welche die Schweizer in der Waldenserangelegenheit entgegen den Wünschen Englands gezeigt hatten, mit kühlem Zuwarten, das man allerdings mit einigen mehr oder weniger stichhaltigen Gründen beschönigte.

Unterdessen war aber der Krieg tatsächlich ausgebrochen, wenn er auch auf protestantischer Seite nur von Zürich und Bern geführt wurde. Diese beiden Orte waren es, welche noch einmal England und Holland um Hilfe angingen. Da Pell und van Ommern in Genf weilten, wo sie mit Morland zusammen die Verteilung der englischen und holländischen Hilfsgelder an die Waldenser leiteten, wurde ein Gesandter von Zürich, Oberstzunftmeister Holzhalb, und einer von Bern,

Ratsherr Bucher, nach Genf geschickt. Dort wurde vom 23. bis 28. Dezember teilweise im Beisein von Genfer Ratsherren unterhandelt.<sup>110)</sup> Der holländische Gesandte erklärte, die Generalstaaten könnten den Schweizern kein Geld schicken, da sie dem verbündeten Kurfürsten von Brandenburg gegen Schweden helfen müßten. Pell konnte kein bestimmtes Versprechen geben, weil er immer noch keine Instruktion von London hatte; dagegen sandte er das schriftliche Gesuch um ein Darlehen, das ihm Holzhalb im Namen aller protestantischen Orte überreichte, sogleich nach London.<sup>111)</sup> Pell hatte mit Holzhalb noch eine Unterredung unter vier Augen, deren Inhalt uns wertvolle Aufschlüsse über die Stimmung, welche in Zürich herrschte und die Pläne seiner leitenden Männer gibt.<sup>112)</sup>

« Sie betrachten, » schreibt Pell an Thurloe, « diesen Krieg als eine Flamme, welche nicht im Lande selbst erlöschen wird, sondern die weiter greifen wird; sie rechnen darauf, daß der Savoyer und sein Schwager, der Herzog von Bayern, sich sogleich drein mischen und den katholischen Kantonen helfen werden und daß bald andre nachfolgen werden. *Darum glauben sie fest, daß wenn sie einmal das Schwert gezogen hätten, sie es nicht eher wieder einstecken werden als bis die Stadt Rom dem Erdboden gleich gemacht ist.* Sie wissen, daß wenn sie Lust zum Losschlagen haben, es ihnen nie an einem gerechten Grund mit ihren katholischen Nachbarn Streit anzufangen, fehlen wird, da sie diese im Verdacht haben, daß sie auch jetzt wieder die Hand im Spiel haben. Die ganze Schwierigkeit ist die, daß sie nicht genug Geld haben, um Soldaten anzuwerben. Und wenn sie alle ihre Leute vom Pflug und aus dem Weinberg wegnehmen, müssen sie Geld haben um Speise und Trank auswärts zu kaufen, während ihr eigenes Land unbebaut ist. Sie würden besser thun ihre Leute für den Feldbau daheim zu behalten und beim Ausland Geld zu entleihen um fremde Soldaten für den Krieg zu werben. »

Am Abend des 12. Januar brachte der englische Kurier dem Staatssekretär Thurloe die Nachricht vom Ausbruch der Feindseligkeiten in der Schweiz, das neue Hilfsgesuch der vier Städte und Pells Bericht über seine Unterredung mit

Holzhalb.<sup>113</sup>) Über dem Ernst der Lage vergaß man den Groll gegen die Schweizer. Noch in der gleichen Nacht wurden Cromwell die Akten zugeschickt, und am nächsten Morgen ließ der Protektor diejenigen Männer zu sich rufen, welche die Sammlung der Gelder für die Waldenser besorgt hatten und deren Rat er in Angelegenheiten der Protestanten im Ausland anzuhören pflegte. Es war der Staatsrat für die Protestanten in der Diaspora. Cromwell gab diesem Rat Kenntnis von den Akten, welche den Krieg in der Schweiz betrafen und erklärte, dieser Krieg sei eine Angelegenheit, welche das ganze englische Volk berühre. Zunächst mußten öffentliche und private Gebete für die kämpfenden Brüder in der Eidgenossenschaft angeordnet werden. Dann aber müsse beraten werden, welche Maßregeln die Nation und ihr oberster Diener (der Protektor) unter diesen Umständen zu ergreifen hätten. Es wurde beschlossen, den Städten Zürich und Bern ein Darlehen von 20,000 £ zu gewähren, zahlbar in vier monatlichen Raten von 5000 £. Die erste Rate sollte unverzüglich nach Genf geschickt und von Pell ausbezahlt werden, sobald die beiden Städte die Verpflichtungsscheine ausgeliefert hätten. Ferner sollte Pell sofort nach Zürich oder einer andern Stadt der protestantischen Schweiz übersiedeln, damit er über alles Bericht einsenden könne. Für den Fall, daß die katholischen Orte von auswärts Hilfe erhalten, wird England seine Dispositionen treffen.

Unterdessen war in der Schweiz schon der entscheidende Schlag gefallen. Die Berner hatten bei Villmergen eine schmachliche Niederlage erlitten, und General Wertmüllers Angriff auf Rapperswil war gescheitert. Die Zürcher sandten eine Botschaft über die andere an Pell, er möge ihnen Geld leihen. Sie sandten auch ein neues Hilfsgesuch an Cromwell, aber gleichzeitig mit diesem Schreiben kam auch die Meldung nach London, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei, und daß Frankreich sich bemühe, den Frieden zwischen den Kriegführenden zu vermitteln. Man erfuhr in England, daß Ludwig XIV zu diesem Zweck einen außerordentlichen Gesandten, den Herzog von la Rochefoucauld, in die Schweiz schicke. Der Staatssekretär hielt daraufhin die erste Sub-

sidienrate noch zurück und beauftragte Pell, bei den Schweizern zu sondieren, ob sie die guten Dienste Englands für die Friedensvermittlung annehmen wollten.<sup>114)</sup> Zürich war gern bereit, das englische Anerbieten anzunehmen und bat Pell, zu den Verhandlungen nach Baden zu kommen. Auch die Generalstaaten beauftragten ihren außerordentlichen Gesandten, den Herrn van Ommern, der noch in Genf weilte, den protestantischen Orten zu einem ehrenvollen Frieden zu verhelfen. Und da außer dem französischen Gesandten auch der savoyische und venetianische sich in das Vermittlungsgeschäft mischten, so schien es, als sollte dieser schweizerische Bruderkrieg durch die Intervention aller beidseitigen Freunde, resp. Interessenten beigelegt werden.<sup>115)</sup>

Aber dieser allseitige Vermittlungseifer paßte dem Hauptinteressenten an der schweizerischen Eintracht, dem französischen Gesandten de la Barde, nicht. Selbst die Mithilfe eines außerordentlichen französischen Gesandten war ihm unbequem und beleidigte seine Eitelkeit. Unter kluger Benützung der großen Geldnot, welche auf beiden Seiten herrschte, drängte er zum Abschluß des Friedens, und er wußte die Friedensvermittler so geschickt zu dirigieren, daß sie aus eigener Initiative getan zu haben glaubten, was er ihnen suggeriert hatte. Es ist wohl einer der glänzendsten unter den vielen diplomatischen Triumphen, welche französische Gesandte in Baden davon getragen haben, daß de la Barde diesen Frieden zustande gebracht hat, ohne das eidgenössische Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsgefühl, so viel davon noch vorhanden war, zu verletzen. Wenn Zürich sich so lange sträubte, den Frieden zu unterzeichnen, so hoffte es immer noch auf die diplomatische Unterstützung Englands. Auf sein Drängen hin verließ am 1. März Pell die Stadt Genf; er wurde an der Grenze des bernischen Gebietes von einer Abteilung Reiter unter Statthalter Holzhalb abgeholt und unter starker Bedeckung nach Zürich geleitet.<sup>116)</sup> Er ließ sich aber nicht bewegen, nach Baden zu gehen, weil nach seiner Aussage seine Instruktionen für die Friedensvermittlung nicht bestimmt genug lauteten. Doch erklärte er sein Einverständnis mit dem Vorschlag Zürichs, daß England und Frankreich gemeinsam das Schiedsrichteramt übernehmen sollten,

wenn die eidgenössischen Schiedsrichter in Baden den Frieden nicht zustande bringen könnten. Er erhielt auch die ausdrückliche Genehmigung dieses Auftrages durch Cromwell am 4. März 1656.<sup>117)</sup>

Auch als der Friede zur Tatsache geworden war, rechnete Zürich, das den Wiederausbruch des Krieges über kurz oder lang erwartete und im Stillen auch wünschte, auf die Hilfe Englands. Es hätte das englische Geld, das ihm versprochen worden war, so gut brauchen können und suchte sowohl Pell als Thurloe davon zu überzeugen, daß der Friede, wie es in den lateinisch geschriebenen Briefen heißt « facta » aber nicht « perfecta » sei, und machte kein Hehl daraus, daß es der englischen Subsidien bedürfe, um von neuem zu rüsten. Aber Cromwells Eifer war etwas erkaltet, eine Notlage der protestantischen Eidgenossen war nicht mehr vorhanden, und England brauchte Anfang 1656 sein Geld bitter notwendig; denn seine Flotte erlitt in Westindien gegen die Spanier mancherlei Mißgeschick. Am 7. April erhielt Pell folgende lakonische Depesche vom englischen Staatssekretär zu Händen des Zürcher Rates: « Auf die Nachricht vom Abschluß des Friedens wurde das Darleihen von 20,000 £ sistiert und zurückgezogen. Die Summe war bestimmt, die protestantischen Kantone im Kriege zu unterstützen; da dieser nun beendet ist, fällt der Anlaß für das Darleihen dahin.»<sup>118)</sup> Wenn damit die englische Hilfsaktion im Villmergerkrieg ihren sehr bestimmten Abschluß erhielt, so hörten damit die freundschaftlichen Beziehungen Englands zu der protestantischen Schweiz nicht auf. Der englische Gesandte blieb in Zürich und half den Zürcher Staatsmännern mit Rat und Tat bei der Lösung vieler schwieriger Fragen, welche der Friede von Baden nicht entschieden hatte. Freilich boten die inneren Zustände des zürcherischen Staatswesens in den folgenden Jahren keinen erhebenden Anblick für den fremden Beobachter, und man kann in Pells Briefen manches über den Wertmüllerhandel und ähnliche Skandalgeschichten lesen, was für die Schweizer nicht gerade sehr schmeichelhaft ist.

An *einem* Auftrag seiner Instruktion, die Pell von Anfang mitbekommen hatte, hielt er fest, so lange er auf Schweizerboden weilte, an der Bekämpfung des französisch-

schweizerischen Bundes. Er konnte dies freilich nur sehr vorsichtig tun, denn offiziell waren ja England und Frankreich Freunde. Die diplomatische Tätigkeit Pells vom Frieden zu Baden bis zu seiner Abberufung ging auf in einem versteckten Kampf gegen den französischen Gesandten, einem Kampf, dessen Einzelheiten an Interesse wenig mehr bieten, um so mehr als er von Anfang aussichtslos war.<sup>119)</sup>

Die Kundschaften und Berichte, welche Pell nach London sandte, waren noch immer sorgfältig und voll Neuigkeiten, aber sie boten Cromwell wenig Wertvolles, und so entschloß sich denn der Protektor, seinen Residenten aus der Schweiz abzurufen. Am 16. Mai 1658 ging aus Whitehall ein eigenhändiges Schreiben Cromwells an Pell ab: «Da sich die Verhältnisse, wo Sie weilen, sehr geändert haben, sodaß Ihre Anwesenheit dort nicht mehr notwendig und es uns mehr nützt, wenn Sie bei uns sind, habe ich für gut befunden, Sie abzurufen. Sie werden sich dort in der besten Form verabschieden und heimkehren, um uns über Ihre ganze Mission Bericht zu erstatten und die Belohnung für Ihre geleisteten Dienste in Empfang zu nehmen.»<sup>120)</sup>

Diese schroffe Art der Abberufung war Pell peinlich, und er betrachtete es als selbstverständlich, daß der Protektor auch den Städten, bei denen er akkreditiert war, seine Abberufung anzeigen und hierfür eine diplomatisch-verbindliche Form wählen werde. Pell schrieb nach London und verschob seine Abreise, bis dieser notwendige Akt diplomatischer Höflichkeit noch vollzogen würde. Aber es geschah nichts. Allerdings kam ein Schreiben Cromwells an die evangelischen Städte ein, das den 26. Mai in Whitehall abgegangen war und in welchem den Schweizern noch einmal eindringlich ans Herz gelegt wurde, sich der Waldenser anzunehmen, da sie außer Gott die Nächsten seien, in deren Händen das Schicksal dieser Glaubenshelden liege.<sup>121)</sup> Von der Abberufung des Gesandten stand nichts in dem Brief. So mußte Pell dem Zürcher Rat seine Abberufung mitteilen, und dieser brachte die Angelegenheit vor die Konferenz der evangelischen Orte, die am 7. Juli in Baden stattfand und an welcher auch der Brief Crom-



wells vom 26. Mai vorgelesen wurde.<sup>122)</sup> Sie faßte folgende Beschlüsse: 1) Dem Protektor soll in einem Schreiben gedankt werden für die durch den Residenten Pell den evangelischen Ständen erzeugte Freundschaft und für den der evangelischen Religion überhaupt erwiesenen Schutz. 2) In einem zweiten Schreiben soll Cromwell auseinandergesetzt werden, daß die vier Städte durch die inneren Zerwürfnisse der Eidgenossenschaft verhindert sind, zum Schutze der Waldenser kräftiger einzuschreiten. Daß die Teilnahme des Protektors für die Talleute um so erfreulicher ist und seine Verwendung für sie erwünscht sei, daß aber die Hilfe des Protektors auch zur Erhaltung des evangelischen Glaubens in protestantischen Orten erwünscht sei. 3) Dem englischen Residenten wird in seiner Herberge ein Abschiedsbesuch gemacht. 4) Es wird ihm eine goldene Kette mit dem Wappen der vier Städte auf einer Schaumünze im Gesamtwert von 500 Gulden durch die Stadt Basel verabreicht und diese Ehrung durch den Vorort Zürich mit einem Dankschreiben begleitet.

So wurde wenigstens von schweizerischer Seite alles getan, um die denkwürdige Episode enger politischer Beziehungen zwischen einigen Schweizer Städten und einer großen Seemacht auch würdig abzuschließen. Nach der offiziellen Abschiedsaudienz reiste Pell, begleitet von einer Deputation, am 8. Juli nach Basel und blieb dort 16 Tage. Offenbar war die Stadt kein so gefährlicher Aufenthaltsort mehr für englische Gesandte, wie Pell einst nach London rapportiert hatte; vielleicht machte Pell auch die Erfahrung, welche andere Gäste dieser Stadt vor und nach ihm gemacht haben, daß die Freude der Basler immer aufrichtiger ist und sich auch rückhaltloser äußert, wenn man geht, als wenn man kommt. Am 10. Juli gab der Rat ihm und den Zürchern ein Gastmahl. Tags darauf reisten die Zürcher wieder heim, und Pell wurde nun noch einige Tage in Universitätskreisen gefeiert. Am 19. Juli wurde ihm durch Benedict Socin die goldene Kette mit der Schaumünze überreicht<sup>123)</sup> und am 25. setzte er endlich seine Reise zu Schiff fort.

Am 20. Februar 1653 hatte in Basel J. J. Stockar das

Rheinschiff bestiegen, um als Abgesandter der protestantischen Schweizerstädte Frieden zu stiften zwischen den beiden meerbeherrschenden Nationen Europas; am 25. Juli 1658 geleitete der Basler Ratsherr B. Socin den englischen Gesandten Pell an die Schiffslände, den englischen Gesandten welcher die Schweiz verließ, «weil die Verhältnisse in diesem Lande sich so geändert hatten, daß sein Aufenthalt daselbst nicht mehr nötig war.»

Wenn man nach den positiven Ergebnissen dieser fünfjährigen Periode englisch-schweizerischer Freundschaft sucht, wird man wenig finden, das die Zeiten überdauert hat. Der Gründe hierfür sind manche, sie sind zum Teil so selbstverständlich, daß sie kaum angeführt zu werden brauchen: Die weite Entfernung der beiden Länder von einander, die Verschiedenheit in Sprache, Kultur und staatlicher Entwicklung, der gewaltige Unterschied der Machtverhältnisse und die Verschiedenheit der politischen Ziele. Der Hauptgrund liegt aber in einer Erscheinung, welche sich um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in allen europäischen Staaten zeigt, *in dem Zurücktreten der religiösen resp. konfessionellen Interessen vor den rein politischen*. Frankreich hatte auch in dieser Wandlung die Führung der Geister übernommen, und der geniale Heinrich IV. hatte sein «Paris vaut bien une messe» für ganz Europa gesprochen. In Deutschland vollzog sich diese Wandlung während des dreißigjährigen Krieges unter dem Einflusse Frankreichs. Die anderen europäischen Staaten folgten in mehr oder weniger raschem Tempo nach. In England war der Absolutismus Karls I. im Begriff, nach französischem Muster das reinstaatliche resp. dynastische Prinzip zum alleinherrschenden zu machen, als der gewaltige Rückschlag des Puritanertums erfolgte, und das religiöse Moment für zwei Jahrzehnte allmächtig war. Cromwell, emporgetragen von der Hochflut religiöser Begeisterung und fanatischen Glaubenseifers, gründete seine Herrschaft auf ein System, das von religiösen Ideen durchdrungen war, und suchte dieses System auch in der auswärtigen Politik zur Anwendung zu bringen. Die Sammlung aller protestantischen Kräfte Europas zum Kampf gegen Rom und seine Trabanten, war das große Programm des sieg-

reichen Puritanismus und seines Führers. Und diesem Programm entsprechend suchte er Freundschaft und Bündnis mit den Schweizerstädten und trat er auf als Beschützer der Protestanten in der Diaspora.

Aber die Rücksicht auf die staatliche Selbsterhaltung zwingt ihn zum Krieg mit Holland. Indem er eine protestantische Macht angreift und demütigt, durchbricht er selber sein System. Er begründet durch den Sieg über Holland die Weltherrschaft Englands zur See, macht sich aber damit alle seefahrenden Nationen, auch protestantische, wie Dänemark und Schweden, zum Feind. Dieser Gegnerschaft ist England allein noch nicht gewachsen, und es muß das Bündnis mit dem kräftigsten Staat des Kontinents, mit Frankreich suchen. Der Realpolitiker Cromwell hat über den religiösen Idealisten gesiegt, und England, das eine Zeit lang bestimmt zu sein schien, als eine Art Theokratie eine politische Abnormität unter den Staaten zu bilden, wird durch ihn dem europäischen System, wie es der westfälische Friede begründet hatte, wieder eingefügt.

Der Vorwurf der Heuchelei, welcher Cromwell von seinen Gegnern so oft gemacht wird, stützt sich hauptsächlich auf diese Tatsache. Mußte nicht mancher Staatsmann in der Schweiz auf solche Gedanken kommen, wenn man sah, wie die englische Politik unausgesetzt den Bund der Schweizer mit Frankreich zu verhindern suchte, auch nachdem sie selbst das Offensivbündnis mit Ludwig XIV. zustande gebracht hatte, oder wie Cromwell wiederholt versicherte, er werde den Vertrag mit Frankreich nicht unterzeichnen, wenn nicht der Vertrag von Pignerolo revidiert werde, und am 25. Okt. das englisch-französische Bündnis perfekt wurde, als gerade wieder die ersten Notrufe aus den piemontesischen Tälern ertönten? Cromwell hat nicht alles für die Waldenser getan, was er gern getan hätte, und was er auch vor aller Welt für sie zu tun versprochen hatte, weil die Entwicklung der politischen Lage ihn nötigte, Frankreich rücksichtsvoll zu behandeln. Er hat anfänglich die Freundschaft der Schweizer in beinahe zudringlicher Weise gesucht, solange er überhaupt nur protestantische Staaten für allianzfähig hielt; nachdem er aber dieses System preisgegeben

und mit dem allerchristlichen König Waffenbrüderschaft geschlossen hatte, erkaltete sein Interesse an den großmächtigen Bürgermeistern, Schultheißen, Räten und Landammännern der kleinen Alpenrepubliken. Um diesen Wandel in seiner ganzen Bedeutung zu fassen, vergleiche man nur die ersten Briefe Cromwells an die Schweizer, in welchen er das hohe Lied des Protestantismus anstimmt, mit dem kühlen Abberufungsschreiben an Pell.

Wenn wir die Wandlungen der Cromwellschen Politik nur in großen Zügen verfolgen können, so sind wir natürlich umso genauer unterrichtet über die Vorgänge in der protestantischen Schweiz. Auch hier hat man einem großen religiösen Impuls nachgegeben, als man den Mut fand, zwei Großmächte zum Frieden zu mahnen, und die Tage, da sich die Gesandten der nordischen Staaten zu Stockars Wohnung in London drängten, erinnern, wenn auch nur von ferne, an die großen Zeiten schweizerischer Weltpolitik am Anfang des XVI. Jahrhunderts. Auch in Zürich und Schaffhausen gab es Männer, die auf ein Offensivbündnis mit England und Holland arbeiteten. Aber dann kam wieder die alte eidgenössische Misere, die Uneinigkeit unter den vier Städten, die Jalousie zwischen Zürich und Bern, hier und da eine Bosheit der getreuen lieben Eidgenossen, die um den Vierwaldstättersee wohnen; bis sich dann alles wieder einträchtig zusammenfand, nur um Frankreich die leeren Hände hinzustrecken. Wenn der erste Villmergerkrieg ein klägliches Fiasko des Konfessionalismus ist, so ist der darauf folgende Frieden in Baden der endgiltige Verzicht auf politische Unabhängigkeit zugunsten von Frankreich. Man kann also von der Schweiz nicht so unbedingt sagen, daß dort an Stelle der religiösen Interessen das politische getreten sei, *sondern man verhinderte den konfessionellen Hader, um die so notwendigen Einkünfte aus Frankreich nicht zu verscherzen.*

Überschaut man von diesem Gesichtspunkte aus den Abschnitt schweizerisch-englischer Geschichte, der uns beschäftigt, so wird man sich sagen müssen, daß er uns wichtige Aufschlüsse gibt über die Politik Cromwells in den Jahren, da sie für das gesamte Europa von ausschlaggeben-

der Bedeutung war. Er zeigt uns, wie der Held des nordischen Protestantismus sich zum Staatsmann nach dem Muster Heinrichs IV. entwickelte. Vor allem wird man sich aber einer leisen Ironie nicht erwehren können, wenn man beobachtet, wie die Schweiz und England sich einige Jahre vergeblich bemühen, ein Freundschaftsbündnis zu schließen, und sich beide dann zusammenfinden — zur Verbeugung vor der aufgehenden Sonne Ludwigs XIV.

---

## Anmerkungen.

<sup>61)</sup> J. Leger: Histoire générale des églises évangéliques des vallées de Piemont, Leyden 1679 et Amsterdam 1680.

<sup>62)</sup> Eidg. Absch. 6, 1, I, pag. 240.

<sup>63)</sup> Vaughan I, pag. 138. Here they say, that a letter of intercession from the Lord Protector would have been more regarded by the Duke of Savoy, *if it had been sent him whilst General Blake was so near his port of Nice.*

<sup>64)</sup> Vaughan I, pag. 140. Their eys are generally turned towards my Lord Proctoctor.

<sup>65)</sup> Eidg. Absch. 6, 1, I, pag. 245.

<sup>66)</sup> Das Schreiben an die Schweizer in der schon oben erwähnten Ausgabe von Miltons Prosaschriften, vol. II, pag. 210.

<sup>67)</sup> Miltons Werke, vol. II, pag. 206.

<sup>68)</sup> Brief des Gesandten Gabriel von Wyß an Zürich. Basler Staatsarchiv Kirchenakten L 1.

<sup>69)</sup> Morland hat auch eine Geschichte der Waldenser geschrieben: «Morland, The history of the evangelical churches of the valleys of Piemont. London 1658.»

<sup>70)</sup> Vaughan I, pag. 191.

<sup>71)</sup> Miltons Werke, vol. II, pag. 210.

Civitatibus Helvetiorum Evangelicis.

Non dubitamus quin ad aures vestras aliquanto citius quam ad nostras illa nuper calamitas pervenerit Alpinoꝝ hominum religionem nostram profitentium, qui Sabaudiaꝝ Ducis in fide ac ditione cum sint, sui Principis edicto patriis sedibus emigrare jussi ni intra triduum satisdissent se Romanam Religionem suscepturos, mox armis petiti et ab exercitu Ducis sui occisis etiam permultis in exilium ejeti, nunc sine lare, sine tecto, nudi, spoliati, afflicti, fame et frigore moribundi, per montes desertos atque nives cum conjugibus ac liberis miserrime vagantur. Multo est minus cur dubitemus quin hæc, ut primum vobis nuntiata sunt pari atque nos tantarum miseriarum sensu eoque fortasse graviore quo illorum finibus propiores estis, dolore affecerint. Vestrum enim in primis Orthodoxæ fidei studium egregium summamque in ea cum retinenda constantiam tum defendenda fortitudinem abunde novimus. Cum itaque religionis arcissima comunione Fratres, vel potius unum corpus, cum his miseris vos pariter nobiscum sitis, cujus membrum nullum affligi sine sensu, sine dolore, sine detrimento atque periculo reliquorum potest, scribendum ad vos hac de re et significandum censuimus quanti nostrum omnium interesse

arbitremur, ut Fratres nostros ejectos atque inopes communi ope atque auxilio, quoad fieri potest, juvemus et consolemur; nec eorum tantummodo malis et miseris removendis, verum etiam nequid serpat latius, nequid periculi exemplo atque eventu vel nobis omnibus creari possit, mature prospiciamus. Literas nos quidem ad Sabaudiae Ducem scripsimus, quibus uti cum Subditis suis fidelissimis per clementiam suam lenius agat, eosque jam prope perditos suis sedibus ac bonis restituat, vehementer petivimus. Et his quidem nostris, vel nostrum potius omnium conjunctis precibus, exoratum iri Principem Serenissimum quodque ab eo tanto opere petivimus, facile concessurum speramus. Sin illi in mentem secus venerit, communicare vobiscum consilio parati sumus, qua potissimum ratione oppressos tot injuriis atque vexatos innocentissimos homines nobisque charissimos in Christo fratres, sublevare atque erigere, et ab interitu certissimo atque indignissimo conservare possimus. Quorum salutem atque incolunitatem pro vestra pietate vobis quam maxime cordi esse confido. Ego eam certe vel gravissimis meis rationibus, immo incolunitati propria potiore habendam esse existimem. Valet, Westmonasterio, Maii 19, 1655. O. P.

<sup>72)</sup> Die ganze Unterredung findet sich in einem Briefe Pells an Thurloe vom 3. Juli 1655, Vaughan I, pag. 201 ff.

<sup>73)</sup> Eidg. Absch. 6, I, I, pag. 252.

<sup>74)</sup> Vaughan I, pag. 214.

<sup>75)</sup> Vaughan I, pag. 232.

<sup>76)</sup> Vaughan I, pag. 225. « . . . whereupon opportunity may be taken for a communication of counsels between you, as our commissioner and deputy, the extraordinary commissioner of the states-general, and the cantons, concerning the restoring of the exiled persons to their possessions and privileges, satisfaction for their losses, punishment to be inflicted upon those who executed this success, and security that the like injuries and cruelties be not exercised upon them for the future, which are the points his highness judges to be the most material to be insisted upon.

<sup>77)</sup> Über die Einzelheiten dieses Rachezuges der Waldenser vgl. den Bericht aus Genf bei Vaughan I, pag. 192, und die angeführten Werke von Leger und Morland.

<sup>78)</sup> Eidg. Absch. 6, I, I, pag. 253.

<sup>79)</sup> Zeitung aus Genf, Vaughan I, pag. 188.

<sup>80)</sup> Zeitung aus Genf, Vaughan I, pag. 194.

<sup>81)</sup> Vaughan I, pag. 190. He told me that Cardinal Mazarin had written to the duke of Savoy, blaming him, not for dealing so cruelly with the Piemontois, but for choosing no better time to do it in; that it was now altogether unseasonable.

<sup>82)</sup> Basler Staatsarchiv, Kirchenakten L 1.

<sup>83)</sup> Schreiben Basels an Zürich vom 21. Juni und Basels an Schaffhausen vom 30. Juni, Basler Staatsarchiv, Missiven.

<sup>84)</sup> Vaughan I, pag. 210.

<sup>85)</sup> Abgedruckt bei Balthasar Helvetia, 1827, pag. 442 ff.

<sup>86)</sup> Abgedruckt bei Balthasar Helvetia, 1827, pag. 464.

<sup>87)</sup> Abgedruckt bei Balthasar Helvetia, 1827, pag. 467.

<sup>88)</sup> Balthasar l. c., pag. 450. Die weinseligen Liebenswürdigkeiten, welche die Franzosen gerade Salomon Hirzel erwiesen, waren eine captatio nicht nur mit Rücksicht auf die damalige diplomatische Mission der Schweizer, sondern auch im Hinblick auf die Bundeserneuerung, deren Hauptgegner Hirzel war.

<sup>89)</sup> Dem Vertreter Frankreichs wurde seine Arbeit erleichtert durch die Meinungsverschiedenheiten, welche zwischen den waldensischen Unterhändlern und den Waldensern im Lager entstanden. Die diplomatischen Unterhändler, welche mit den Vertretern der gegnerischen Partei zusammenarbeiten mußten und die allgemeine Lage überschauen konnten, waren natürlich mehr zum Nachgeben geneigt, als die Männer, die in Waffen standen und auf ihre bisherigen leichten Siege über vereinzelte herzogliche Truppenteile trotzten.

<sup>90)</sup> Abgedruckt bei Balthasar l. c., pag. 474.

<sup>91)</sup> Vgl. die Erkenntnis des Rats von Zürich vom 19. (29.) September 1655 bei Balthasar l. c., pag. 480.

<sup>92)</sup> Zwei Schreiben der vier protestantischen Städte vom 28. Juli und 17. August 1655, im Basler Staatsarchiv, Kirchenakten L. I. Das Schreiben Morlands- ebenda.

<sup>93)</sup> Vaughan I, pag. 250.

<sup>94)</sup> Basler Staatsarchiv, Kirchenakten L. I.

<sup>95)</sup> Der Briefwechsel zwischen Morland und den schweizerischen Gesandten im Basler Staatsarchiv, Kirchenakten L. I.

<sup>96)</sup> Morland an Pell, Vaughan I, pag. 272.

<sup>97)</sup> Vaughan I, pag. 275. In dem Bericht, den der französische Gesandte Bordeaux aus London nach Paris schickte, um darzutun, wie man in London über den Vertrag von Pignerolo denke, heißt es unter anderm: « . . . yea they proceed so far as to accuse the ambassadors of Switzerland of having suffered themselves to be corrupted. »

<sup>98)</sup> Vaughan I, pag. 263. Die Instruktion wird dort wiedergegeben, da sie sich unter Pells Papieren befunden habe. Pell selbst äußert sich in seinen Briefen nicht über das Aktenstück.

<sup>99)</sup> Vaughan I, pag. 268.

<sup>100)</sup> Vaughan I, pag. 270. And whatever is said now by them is to not other end then to carry it fair with England, after such a transaction as this is; wherein (to speak plainly) no great friendship was expressed to England, nor zeal to the protestant cause; but, however, you are to maintain all good friendship and correspondence with them.

<sup>101)</sup> Vaughan I, pag. 115.

<sup>102)</sup> Bürgermeister Waser sagte zu Stockar: « Der Herzog von Savoyen hat Furcht vor uns. Er hat einen Gesandten zu den papistischen Kantonen geschickt, welcher ihnen ausführlich über den Stand der Waldenserangelegenheit berichten und sie bitten mußte, sie möchten ihm doch gut gesinnt bleiben. » Vaughan I, pag. 204.

<sup>103)</sup> Vaughan I, pag. 222.

<sup>104)</sup> Vaughan I, pag. 234. But if any of their other friends fall into Piemont and cause the duke to call upon the popish cantons for help accor-



ding to their particular league with him, those cantons shall find that our arms will be soon enough put on to stop their journey into Savoy.

<sup>105)</sup> Vgl. die beiden oben (pag. 8) erwähnten Unterredungen zwischen Waser und Pell.

<sup>106)</sup> Ein Exemplar dieses Memorandums findet sich im Basler Staatsarchiv, Aktenband Politisches U 2 unter dem Titel: Was dem englischen Herrn Agent Pell, Innamen aller Evangelischen Orten der Eydtnosschaft vertraulich zu repräsentieren.

<sup>107)</sup> Vaughan I, pag. 248. But it is not unlikely that there is another reason why they would not meet et Basil. Upon occasion of my discourse with the burgomaster, mentioned in my last week's letter, *this city wrote to Basil to feel their pulse for deeper* engaging in this business. Basil sent them an answer (which I have not yet read), wherin they tell them, that the maintaining an ambassador in Piemont is the utmost and last that they can do for the poor men; and that for several weighty reasons which they will make known to them at the next assembly of the evangelical cantons. It is likely that this letter makes them account Basil already weary of well-doing, and therefore unfit to hearken to consultations for more action.

Gemeint ist das Schreiben Basels an Zürich vom 1. August, Basler Staatsarchiv, Missiven.

Es ist bezeichnend für die Diskretion, mit welcher die Zürcher Staatsmänner amtliche Schreiben ihrer Mitstände behandelten, daß Pell nach London schreiben konnte, er habe diesen Brief noch nicht gelesen.

<sup>108)</sup> Vaughan I, pag. 249. For my own part, when I consider what French, Austrian, and Heidelbergian humours that town is filled withal, I think I have some reason to suspect that English commissioners cannot reside their whithout great danger, nor their dependents and followers without frequent affronts.

<sup>109)</sup> Pell an Thurloe, Vaughan I, pag. 277. There in the morning begann the assembly of the deputies from alle the evangelical cantons, and all their confederates, save only from Geneva and the Grisons who sent excuses. The Grisons are too far off, so that they hod not timely notice; and the Genevenses, though they take it kindly to be invited to all such meetings, yet never appear, for fear of displeasing the French King, their protector.

Über die Verhandlungen in Payerne vgl. Eidg. Absch. 6, 1, 2 pag. 269 und den ausführlichen Bericht Pells an Thurloe. Vaughan I, pag. 276.

Am 8. Oktober hatte in Bern eine Art Vorkonferenz zwischen Pell, van Ommern und Gesandten von Bern und Zürich stattgefunden, auf der Pell die Gewährung eines Depositums durch England in Aussicht stellte. Eidg. Absch., pag. 271, Anmerkung.

<sup>110)</sup> Über die Verhandlungen in Genf vgl. Eidg. Absch. 6, 1, I, pag. 290 und Vaughan I, pag. 312 ff.

<sup>111)</sup> Das Original des Schreibens befindet sich in der Handschriftenbibliothek des Britischen Museums, III Lansdownian Manuskripts Fol. 252.

<sup>112)</sup> Vaughan I, pag. 313.

<sup>113)</sup> Vaughan I, pag. 332.

<sup>114)</sup> Thurloe an Pell, Vaughan I, pag. 341. The French king intends to send an extraordinary embassy to the cantons to reconcile them. You will do very well to understand the minds of the protestants therein, and what would be desired by them from their protestant friends and allies in such a case.

<sup>115)</sup> Über die verschiedenen fremden Gesandten, welche gerne vermittelt hätten, und ihre Beziehungen zu einander, giebt interessante Aufschlüsse das Schreiben Pells und Morlands an Thurloe vom 13. Februar 1556, Vaughan I, pag. 345.

<sup>116)</sup> Über die Rückkehr Pells von Genf nach Zürich vgl. Vaughan I, pag. 357.

<sup>117)</sup> Vaughan I, pag. 364.

<sup>118)</sup> Vaughan I, pag. 376. By mine, written to you the last post, you will see that upon the news of the peace the lending of the twenty thousand pounds was suspended, the intention beeing, and so it was expressed, to supply them with that sum for their wars, which beeing now ended, the reason of the loan is taken away. So that there will be now no need to give any instructions further about the business; nor have I anything also to add touching the affairs in those parts.

<sup>119)</sup> Was Pell dem französischen Gesandten alles zutraute, hat er Thurloe in einem Brief vom 26. Januar 1656 anvertraut, Vaughan I, pag. 331. Es sei nur zu bekannt, daß Frankreich vor 3 Jahren die rebellischen Bauern heimlich aufgehetzt habe, damit die protestantischen Orte in Not gerieten und sich Frankreich bedingungslos in die Arme werfen müßten. Die Zeit werde es noch an den Tag bringen, daß Frankreich auch jetzt wieder die Hand im Spiele habe und die Katholischen insgeheim unterstütze, um die Protestanten zu schrecken und mürbe zu machen.

<sup>120)</sup> Vaughan II, pag. 334.

Whitehall, May 6. (16.) 1658.

Sir, — The state of affairs beeing much altered in those parts, so that your longer abode there seemeth not so necessary, and that your return hither may be more serviceable to us, I have thought fit hereby to recall you; therefore you will do well, having taken your leave their in the best manner, to repair homewards, that we may receive from you the account of your whole negotiation, and you from us the encouragement which you have deserved.

So I rest, your loving friend  
Oliver P.

<sup>121)</sup> Abgedruckt in Miltons Werken II, pag. 247.

<sup>122)</sup> Eidg. Absch. 6, I, I, pag. 425.

<sup>123)</sup> Die Ansichten, welche in den leitenden Kreisen Englands darüber herrschten, ob englische Gesandte Geschenke von fremden Mächten annehmen dürften, scheinen auch ihre Wandlungen durchgemacht zu haben. Im Frühjahr 1654 hatte man in London Stockar erklärt, man schenke ihm keine Kette, weil

eben erst ein Gesetz erlassen worden sei, welche das Nehmen und Geben von Geschenken für eigene und fremde Gesandte verbiete. Im Jahre 1658 scheint dieses Gesetz nicht mehr in Kraft gewesen zu sein; wir hören wenigstens nichts davon, daß Pell das Geschenk zurückgewiesen habe. --

---

### **Berichtigung.**

---

Anmerkung 2 (IV. Band, Heft 2, pag. 234) muß dahin berichtet werden, daß die Sammlung der Akten aus dem englischen Staatsarchiv schon bis ins 19. Jahrhundert gelangt ist, während allerdings die Regierung Cromwells übergegangen wurde.

---